

Samenkörner.

42. Bändchen.

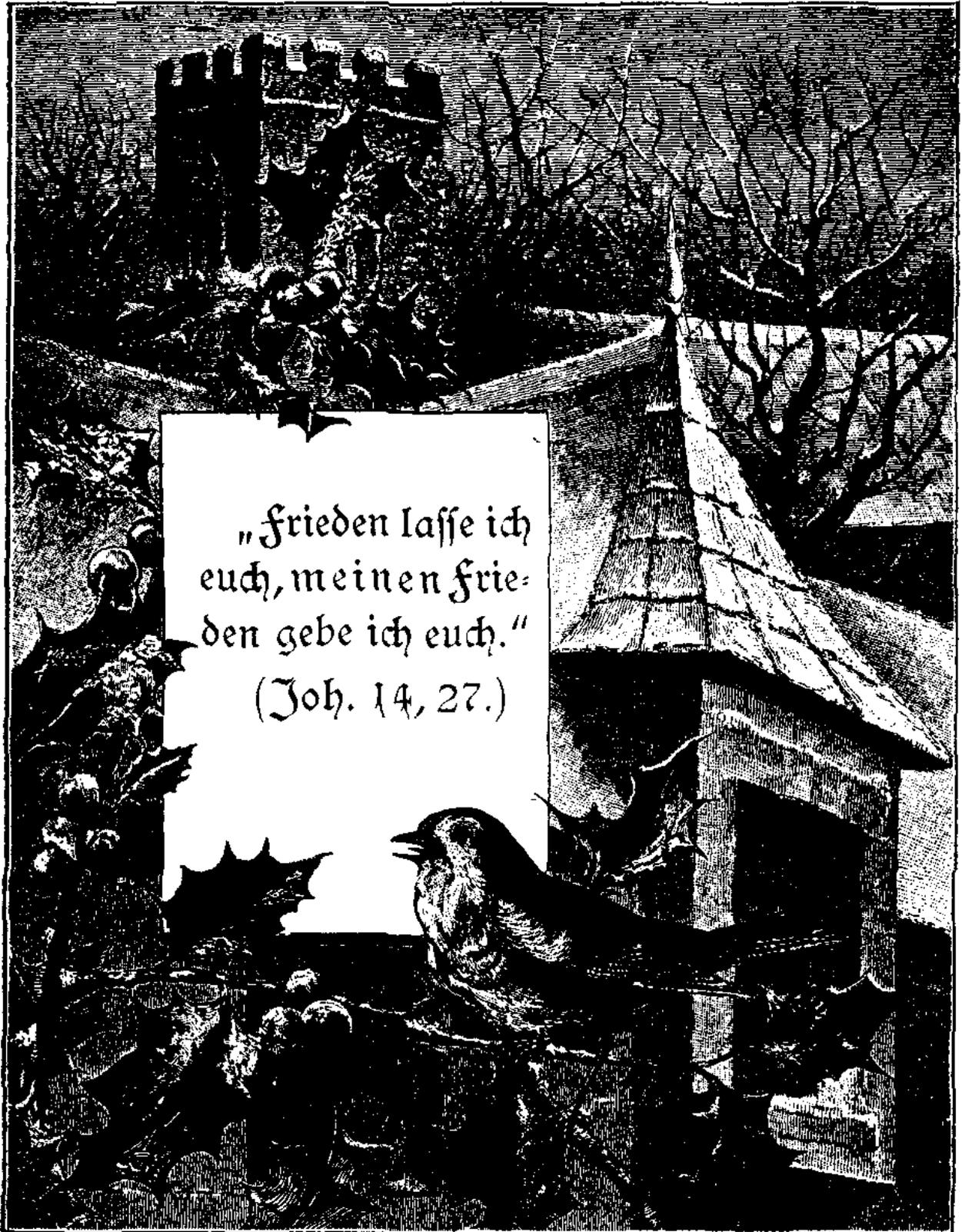


Verlag von H. Brockhaus,
Erfeld.

Druck: Albert Fastenrath, Elberfeld, Wäuerchen 38.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite.
Ginst und jetzt (mit Bild)	3
Der Weg der Gnade	21
Stephanus	28
In letzter Stunde errettet.	36
Wie Gott auch ein Kind gebrauchen kann (mit Bild)	43
Simon, der Zauberer	52
Die Försterhütte	55
Ein Tag der Überraschungen	69
Philippus und der Kämmerer	81
In Schwachheit treu (mit Bild)	89
Der einzige Heiland	99
Ehrlich währt am längsten (mit Bild)	111
Petrus zu Lydda und Joppe	115
Ein bestimmtes „Nein“	121
„Alles vermag ich in Dem, der mich kräftigt“	131
„Jesus war so freundlich, Er starb für mich“	132
Das Johannismwürmchen	138
„Das Höckerichte soll zur Ebene werden“ (mit Bild)	146
„Als er noch fern war“	153
Ein Traum	159
Im Dienste	164



Einst und jetzt.

In einem von hohen Bergen eingeschlossenen Tale wohnte vor einer Reihe von Jahren eine Familie, die aus Mann, Frau und einem Kinde bestand. Das Kind, ein Mädchen, war auffallend klein von Gestalt und dabei ganz verwachsen. Ihr Kopf, ihre Hände und Füße waren im Verhältnis viel zu groß, ihre Arme viel zu lang, was ihr bei der Kleinheit ihres Körpers ein höchst eigenartiges Aussehen verlieh. Für die Nachbarkinder bildete sie infolge dessen einen Gegenstand beständigen Spottes. „Wie häßlich von ihnen!“ wird vielleicht mancher meiner jungen Leser ausrufen. Ja, häßlich und ungezogen war es in der That; denn was konnte das arme Mädchen dafür, daß es so zwerghaft und seltsam aussah? Indes wollen wir nicht zu hart urteilen; die Gestalt des Kindes war nämlich so außergewöhnlich, daß sie kleinen Kindern unwillkürlich einen Schreck einflößte; sie liefen schreiend davon, wenn sie den Krüppel herankommen sahen. Selbst ältere und verständigere Kinder, die das unglückliche Mädchen zum erstenmal sahen, betrachteten sie mit einem Ausdruck des Unbehagens.

So unansehnlich die kleine Marie körperlich war, so weit war ihr Geist über ihr Alter hinaus entwickelt. Die verächtliche Behandlung, die sie von

vielen Seiten erfuhr, ging ihr viel tiefer zu Herzen, als irgend jemand ahnte. Sie bereitete ihr namenlosen Schmerz und verbitterte sie so, daß sie beständig in übelluniger und unfreundlicher Stimmung war. Selbstverständlich prägte sich dies auch auf ihrem Gesicht aus, was ihre Erscheinung noch abstoßender machte.

Mariens Mutter war eine verständige und vor allen Dingen eine fromme Frau; ihr Vater dagegen ein gottloser Mann, voll schlechter Gewohnheiten und Laster. Es war nicht immer so gewesen. Im Gegenteil hatte er früher für einen durchaus achtungswerten jungen Mann gegolten, und erst einige Zeit nach der Verheiratung hatte er sich in seiner wahren Gestalt gezeigt. Durch seine Schuld war die Familie in höchst armselige Verhältnisse geraten. Er war ein geschickter Handwerker und hätte seiner Frau genügend Geld zur Führung des kleinen Haushaltes heimbringen können; aber leider wanderte der größte Teil seines Verdienstes ins Wirtshaus, und Mutter und Kind wären sicher manchmal dem Hungertode nahe gekommen, wenn die wackere Frau nicht durch fleißiges Nähen für beider Unterhalt gesorgt hätte.

Mariens Vater hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen sein mißgestaltetes Kind; er war beständig unfreundlich zu ihr, was sie natürlich noch unglücklicher machte. So wäre sie in der That ganz einsam und verlassen gewesen, wenn nicht ihre Mutter ihr umso mehr Liebe entgegengebracht hätte. Diese liebte ihr armes Kind von ganzem Herzen, obwohl gar nichts Liebenswürdigen an ihm war. Wie wunderbar ist die Liebe einer Mutter! Sie ist unter Um-

ständen ein schwacher Abglanz von der Liebe Gottes welche liebt, obwohl sie in uns von Natur viel mehr Böses und Abstoßendes erblickt, als wir je bei uns oder anderen entdecken können. Ja, ihr wißt es ja, Gott hat die Welt, diese gottlose, sündige Welt also geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für sie dahingab. Er sandte Jhu aus dem Himmel herab, nicht nur um unter den Menschen zu leben, wie freundlich das auch gewesen wäre; auch nicht, um sie nur zu unterweisen; denn das hätte an und für sich ihnen wenig nützen können; sondern Er sandte Jhu, um für sie zu sterben, damit alle, die an Jhu glauben, durch Seinen Tod die Vergebung ihrer Sünden empfangen, durch Seine Auferstehung als Gerechte „zu Gott“ gebracht werden möchten. Ja, der Herr Jesus wollte uns Gott nahe bringen, uns, die wir doch durch unsere bösen Taten so weit von Jhu entfernt waren.

Die gläubige Mutter erzählte ihrem Kinde häufig von diesen Dingen, oder las ihr etwas aus der Bibel vor. Doch bis dahin hatte sie zu ihrem Schmerz nie bemerken können, daß das Gehörte irgend einen Eindruck auf Marie gemacht hätte. Sie blieb, wie sie war: unglücklich, böse und unfreundlich.

Wir haben vorhin gesagt, daß die Kinder im Dorfe Marie viel verhöhnten und verspotteten. Ein kleines Mädchen machte hiervon indes eine Ausnahme. Sie wohnte neben dem Hause von Mariens Eltern, besuchte die arme Verwachsene oft und bezeigte ihr viel Freundlichkeit, die allerdings nie erwidert wurde. Manchmal sogar, wenn Dora kam, um mit Marie zu spielen, jagte diese sie einfach zur

Tür hinaus. Woher kam das? Die Wahrheit war, daß Marie ihre kleine Freundin beneidete. Unwillkürlich verglich sie ihre eigene verkrüppelte Gestalt und ihre abstoßenden Gesichtszüge mit den zierlichen Formen und dem lieblichen Gesicht der kleinen Nachbarin, und das Ergebnis dieser Vergleiche stimmte sie tief unglücklich.

Ach, der Charakter des armen Kindes war durch die Behandlung, die sie von so vielen Seiten erfuhr, gänzlich ausgeartet. Vor allem erfüllte das rohe, lieblose Benehmen ihres Vaters ihr Herz mit Groll und Bitterkeit. So kam es denn, daß ihr Inneres allmählich ebenso verunstaltet wurde, wie ihre äußere Gestalt es war. Sie wurde immer ungeduldiger, reizbarer und mißgünstiger.

Eines Tages saß sie in ihrer Wohnung, als plötzlich ihre Freundin Dora ins Zimmer trat und mit den Worten auf sie zustürzte: „Sieh einmal, Marie, welch ein schönes Bilderbuch ich hier habe! Wenn du willst, kannst du es hier behalten und dir ansehen.“

„Ich will es nicht haben“, lautete die Antwort. „Nimm's nur wieder mit!“

Doch Dora, ohne sich durch die unfreundlichen Worte beleidigt zu fühlen, schüttelte den Lockenkopf und lief lachend davon, während sie ihr Bilderbuch zurückließ.

Mechanisch nahm Marie das Buch zur Hand und blätterte darin; aber ihre Gedanken weilten ganz anderswo. „Mutter“, rief sie plötzlich, „hat Gott wirklich uns beide, Dora und mich, gemacht?“

„Gewiß, mein Kind“, antwortete die Mutter, „und Er hat euch beide lieb.“

Marie suchte wieder ihre Blicke und Gedanken auf die Bilder zu richten, aber es ging nicht. In Tränen ausbrechend, lief sie endlich zu der Mutter, verbarg ihr Gesicht in ihrem Schoß und schluchzte: „O Mutter! Mutter! Warum hat Gott mich nicht gemacht wie andere Menschen?“ Die Frage hatte ihr schon lange auf dem Herzen gelegen; Tag und Nacht hatte sie darüber nachgedacht. Jetzt endlich schüttete sie ihr Herz vor der Mutter aus, und es war gut so. Die gute Frau verstand den Schmerz ihres armen Töchterchens nur zu wohl. Wie viele heiße Tränen hatte der Anblick des bedauernswerten Geschöpfes ihr selbst schon ausgepreßt! Zärtlich nahm sie sie jetzt in ihre Arme und sagte liebevoll:

„Marie, mein Kind, wir wissen oft nicht, warum Gott hienieden so und so handelt; aber wir müssen glauben, daß alles, was Er tut, gut ist und nur zu unserem Besten dienen soll. Er sagt uns das in Seinem Wort. Vielleicht sah Gott, der allwissend ist, daß du, wenn Er dich schön und anmutig gebildet hätte, dich auf der Erde gar wohl gefühlt, nach den Dingen dieser Welt getrachtet und nie den Weg zu der himmlischen Heimat gefunden haben würdest; oder auch, daß ich, deine Mutter, mehr daran gedacht haben würde, deine körperlichen Vorzüge zu heben, als dich auf das Heil deiner unsterblichen Seele aufmerksam zu machen. Was Gott tut, das ist wohlgetan.“

Ob Marie das alles damals verstanden hat, kann ich nicht sagen; wohl aber weiß ich, daß sie die Worte ihrer Mutter nie wieder vergaß. Sie wurde von diesem Tage an glücklicher, und das Ge-

fühl des Meides anderen Kindern gegenüber stieg nicht mehr so oft und mit solcher Bitterkeit in ihr auf. Auch wurde die kleine Dora fortan nicht mehr fortgejagt, wenn sie zu Besuch kam. Im Gegenteil, die beiden Mädchen wurden nach und nach gute Freundinnen. Alle Tage fast brachte Dora einige Stunden bei Marie zu, und die Mutter benutzte diese Zeit fleißig, um mit den Kindern über ihr Seelenheil zu reden oder im Worte Gottes mit ihnen zu lesen. Sie verstand es ausgezeichnet, das Interesse der Kinder zu wecken und wach zu erhalten.

So wurde Marie zwölf Jahre alt. Eines Tages war sie allein zu Hause, als sie plötzlich die Fußtritte ihres Vaters draußen hörte. Es war eine ganz ungewohnte Stunde; nie kam er sonst so früh nach Hause. Ihre Angst vor ihm war so groß, daß sie sich rasch hinter einem Vorhang verbarg, um nicht von ihm gesehen zu werden.

Von ihrem Versteck aus konnte sie bemerken, daß ihr Vater nicht allein war. Ein ihr bekannter Mann, den ihre Mutter immer nur ungern kommen sah, war bei ihm. Er war in grobe Arbeitertracht gekleidet, hatte ein böses, falsches Gesicht und machte einen unheimlichen Eindruck. Die beiden Männer sprachen in lautem, unwilligem Ton miteinander. Marie merkte bald, daß der andere ihren Vater dringend zur Bezahlung einer alten Schuld aufforderte. Dieser beteuerte wiederholt, daß er nicht imstande sei, die Schuld zu bezahlen; worauf der Fremde schließlich in leiserem Tone sagte: „Dann will ich dir einen Vorschlag machen. Wie wäre es, wenn du mit dem kleinen Ungeheuer, der Marie, oder

wie sie heißt, auf die Jahrmärkte gingest, und sie in einem Zelte für Geld sehen ließeſt? Meinst du nicht, daß du mit dem Erlöſe bald deine Schulden bezahlen und wie ein Herr leben könntest? Ich verſichere dir, alles würde zuſammenſtrömen, um eine ſolche Mißgeburt zu ſehen.“

Der armen Marie ſchauderte eß bei dieſen ſchrecklichen Worten. Ihr Herz klopfte ſo laut, daß ſie bange war, die Männer könnten eß hören. Zitternd wartete ſie auf die Antwort ihres Vaters, und erleichtert atmete ſie auf, alß dieſer den abſcheulichen Vorſchlag mit den Worten zurückwies: „Nein, Gottfried, daß werde ich niemals tun. Eß würde ihre Mutter töten, und überdieß — ich habe ſie ſchon ſchlecht genug behandelt.“

Die Männer verließen hierauf daß Hauß. Aber erſt alß ihre Fußtritte längſt verhallt waren, wagte Marie auß ihrem Verſteck hervorzukommen. Sie ſann einen Augenblick nach und beſchloß dann, ihrer armen Mutter nichts von dem ganzen Vorgang zu ſagen, um nicht den ſchweren Laſten, die ſie ohnehin zu tragen hatte, noch eine neue hinzuzufügen. Daß Kind war, wie bereits erwähnt, weit über ihr Alter hinaus gereift, und ſie hing, beſonderß ſeit der eben berichteten Unterredung, mit inniger Liebe an ihrer Mutter. So trug ſie denn dieſe Sorge, die faſt zu viel war für daß arme, kleine Herz, allein.

Eß war eine Woche ſpäter. Die Julifonne ſandte ihre hellen, warmen Strahlen ſchon ſeit dem frühen Morgen inß Thal. Am Nachmittag ſagte die Mutter zu ihrem Töchterchen, an welchem ihr ſeit kurzem

ein merkwürdig gedrücktes Wesen aufgefallen war, dessen Ursache sie sich nicht zu erklären vermochte: „Was fehlt dir doch eigentlich, mein Kind? Komm, lege deine Arbeit beiseite und nimm zur Veränderung ein Buch zur Hand.“

„Willst du nicht lieber ein wenig mit mir ausgehen, Mutter?“ schlug Marie dagegen vor, indem sie sich mit Schrecken an das vor acht Tagen Vorgefallene erinnerte.

Die Mutter war einverstanden. So schritten denn die beiden ins Tal hinab und ließen sich nicht weit von ihrer Wohnung auf einem grünen Plätzchen in der Nähe eines murmelnden Baches nieder. Mit vollen Zügen sog Marie die frische Luft ein, während die Mutter ihre fleißigen Finger auf- und niederfliegen ließ, um eine angefangene Näharbeit zu vollenden. Sie blieben mehrere Stunden an derselben Stelle sitzen, und es begann bereits stark zu dunkeln, als sie plötzlich Stimmen in der Ferne vernahmen. Gleich darauf sahen sie an einer Krümmung des Weges den Vater stehen, der seiner Frau zuwinkte, zu ihm zu kommen. Gewohnt, ihrem Manne zu gehorchen, stand die Mutter sogleich auf. Sie wußte nur zu gut, daß es ihr sonst schlecht ergehen konnte. Beim Weggehen forderte sie Marie auf, auf ihre Rückkehr zu warten, damit sie dann zusammen heimgehen könnten.

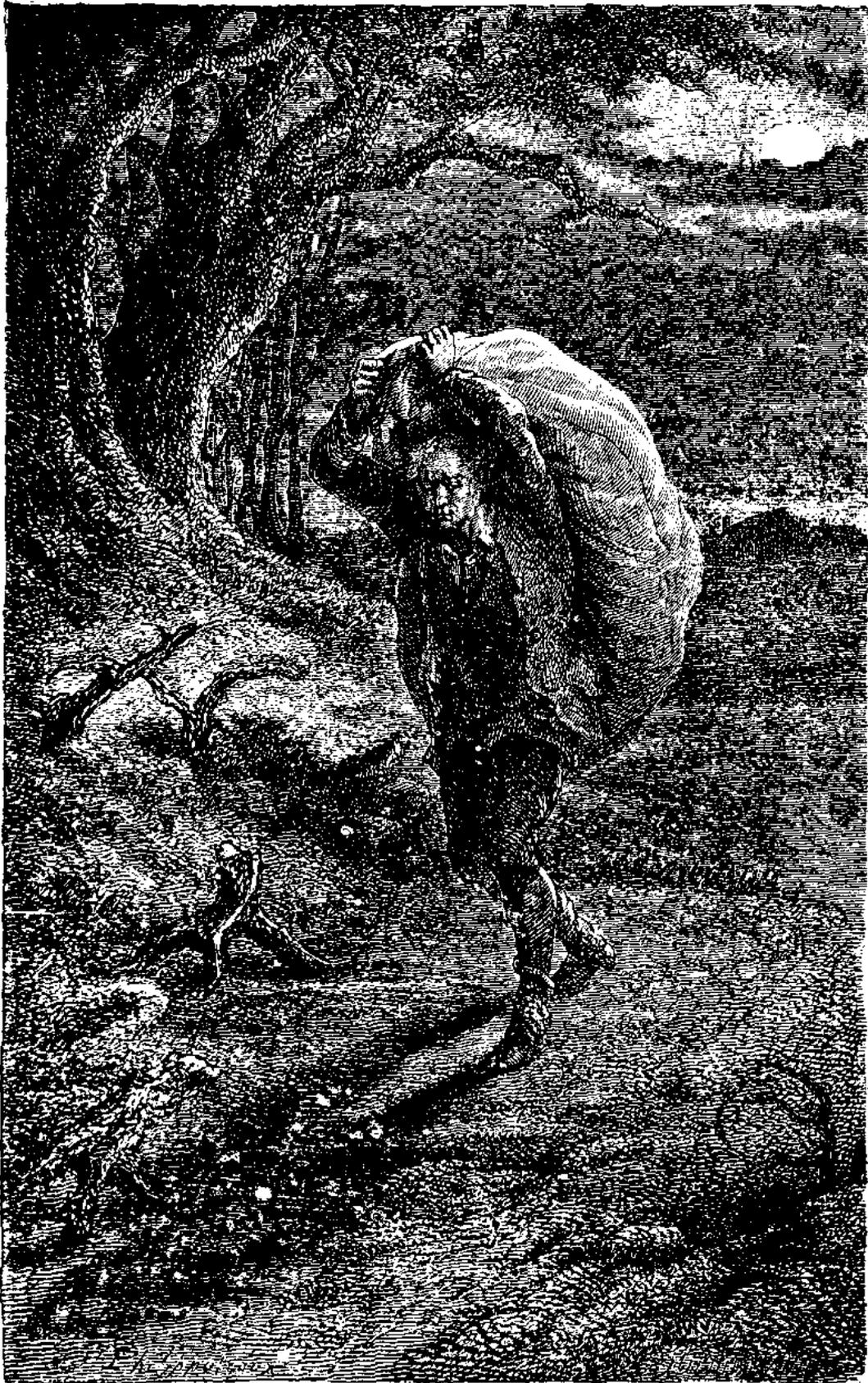
Die Mutter hatte sich vielleicht fünf Minuten mit ihrem Manne entfernt, als das ruhig dazuhende Kind Schritte hinter sich vernahm. Erschreckt wandte sie sich um, und wen erblickte sie zu ihrem namenlosen Entsetzen? Niemanden anders als jenen un-

heimlichen Menschen, den sie vor einer Woche bei ihrem Vater gesehen, und dessen Bild sie seitdem bis in ihre Träume verfolgt hatte. Er nahte ihr mit schnellen Tritten, und indem er eine schwere Decke um sie warf, sagte er in drohendem Tone: „Schweig, wenn dir dein Leben lieb ist! Es wird dir kein Haar gekrümmt werden, wenn du nur nicht schreist.“

Es lag wahrlich kein Grund vor, dem armen Kinde Schweigen zu gebieten, denn der jähe Schreck hatte es gänzlich der Sprache beraubt.

Hastig ergriff nun der Schurke seine Beute und steckte sie mitsamt der Decke in einen großen Sack. Er hatte wohl überlegt, daß er mit einem Sack auf dem Rücken weniger Argwohn erregen würde, als wenn er seine Last in einer Decke getragen hätte. Darauf faßte er den Sack bei der Öffnung, hing ihn sich über den Rücken und schritt rasch davon. Er hatte eine gute Strecke zu gehen, bevor er den Ort seiner Bestimmung erreichte. Ein Glück für ihn, daß es dunkel war und der Weg zum großen Teil durch Wald führte. Anders würde er sicher unterwegs angehalten worden sein. Dann und wann entfuhr ein häßlicher Fluch seinen Lippen, denn die Last war schwerer als er gedacht hatte. Endlich war das Ziel, ein mit einem Tuche überdeckter Wagen, erreicht. Marie, die halb erstickt war, wurde aus dem Sack genommen, in den Wagen gelegt, und dann setzte sich das Fahrzeug in Bewegung.

Vor Angst und Schrecken kaum noch seiner Sinne mächtig, lag das arme Kind auf dem Boden des Wagens. Wie viele Tage die Reise dauerte, hat sie nie angeben können. Teilnahmslos ließ sie alles mit



sich geschehen. Die Angst, welche der Anblick ihres Vaters ihr immer eingeflößt hatte, war also doch nur zu begründet gewesen. Er hatte es offenbar zugegeben, daß man sie entführe, um Geld mit ihr zu verdienen; er hatte sie verkauft, um seinem Laster, dem Trinken, ungehindert fröhnen zu können!

Endlich war, wie es schien, die Reise beendet; der Wagen hielt vor einem Wirtshause. Marie wurde herausgeholt, ins Haus gebracht und in einem kleinen Zimmer eingeschlossen. Gedankenlos schritt sie zum Fenster und schaute hinaus. Von den schönen, hohen Bergen ihrer Heimat war weit und breit nichts zu sehen. Rundumher Häuser, und nichts als Häuser. Sie befand sich, natürlich ohne es damals zu wissen, in der großen Stadt Straßburg, weit, weit von ihrer lieben Mutter entfernt. Ach, die liebe, gute Mutter! Wie mochte sie sich um ihr verlorenes Töchterchen grämen! Wie mochte sie rufen und überall nach ihr suchen! Aber all ihr Mühen war vergeblich. Ihr Kind war weit, weit von ihr entfernt; niemand ahnte, auf welche Weise sie verschwunden war, außer ihrem unnatürlichen Vater, und der verriet sein Geheimniß gewiß nicht.

Das waren die Gedanken, welche der armen, kleinen Marie durch den Kopf gingen, als sie so zu dem Fenster hinausschaute. Und dann sann und grübelte sie weiter: Sollte das nun Liebe sein? Ach! es war gewiß nicht für sie, was ihr die Mutter von der Liebe Gottes erzählt hatte. Er liebte nur schöne, gerade Kinder, keine elenden Krüppel wie sie. Um solche bekümmerte Er sich nicht, sonst würde Er doch gewiß nicht ein solches Verbrechen zugelassen haben.

So dachte sie, und immer trostloser wurde es in ihrer Seele. Sie konnte es nicht fassen, daß selbst diese Trübsale nichts als Gnadenwege waren, durch welche Gott ihr Herz erreichen wollte.

Es mochte etwa eine Stunde verflossen sein, als ihr Entführer zurückkehrte. Er hüllte sie wieder in eine Decke und brachte sie zum Wagen zurück. Man fuhr noch einige Minuten, und dann sah sich Marie einem Schauspiel gegenüber, wie sie es noch nie gesehen hatte. Zelte, Schießstände und Krambuden bedeckten einen großen Platz, auf welchem es von Menschen wimmelte. Die Zelte waren vielfach mit buntpfarbigen Bildern bemalt, welche schreckliche Szenen darstellten: Schlachten, Indianerkämpfe, Weiße am Marterpfahl, Hinrichtungen u. s. w. Vor anderen Buden standen närrisch gekleidete Ausrufer und verkündeten mit schnarrender Stimme, daß die Vorstellung in der nächsten Minute beginnen werde. In den Buden priesen Verkäufer und Verkäuferinnen mit beredten Worten ihre Waren an: Backwerk, Spielzeug, Haushaltungsgegenstände, Schmucksachen, Vögel, Zuckerwaren 2c. 2c. Alles schrie wild durcheinander. Aus manchen der Zelte erklang mistönende Musik. Karussells drehten sich im Kreise, begleitet von den lauten Klängen eines Leierkastens. Auf unsere kleine Bekannte, die aus der Einsamkeit ihrer Berge kam, machte das ganze Treiben einen verwirrenden, beängstigenden Eindruck. Der Wagen hielt endlich vor einem Zelt, auf dessen Aushängeschild mit weithin sichtbaren Buchstaben zu lesen stand: „Hier ist zu sehen der sonderbarste Zwerg der Welt! Noch nie dagewesen! Eintritt nur 10 Pfennig.“

In dieses Zelt wurde Marie gebracht. Man zog ihr ihre Kleider aus und hüllte sie in ein weites, scharlachrotes Gewand mit außerordentlich langen Ärmeln. Die arme Verwachsene bot in diesem Aufzuge in der That einen höchst wunderlichen Anblick.

Bald strömten die Besucher in die Schaubude. Alle starrten das sonderbare Wesen an, lachten und spotteten; kein einziger unter den vielen schien Mitleid mit ihm zu haben, noch daran zu denken, daß das arme Ding, so seltsam es aussehen mochte, auch Gefühle habe. Wie schrecklich Marie in diesen Tagen litt, das vermag ich meinen Lesern nicht zu sagen.

Zwei Tage vergingen. Am dritten trat eine Dame ins Zelt, die ein Mädchen an der Hand führte, welches ungefähr so alt wie Marie sein mochte. Die Kleine betrachtete unsere Freundin mit tiefem Mitleid; anstatt zu lachen, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Dann wandte sie sich an ihre ältere Begleiterin und flüsterte ihr zu: „O Mama, hat der arme Zwerg auch eine Seele?“

„Ein sonderbares Kind!“ entgegnete diese kopfschüttelnd, fügte aber dann, die Frage ihres Töchterchens beantwortend, hinzu: „Ich denke doch, daß sie eine Seele hat“.

Die beiden Besucherinnen entfernten sich wieder und ließen Marie in tiefem Nachsinnen zurück. Die Frage des kleinen Mädchens hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Mit einem Male gedachte sie der vielen ermahnenden Worte ihrer lieben Mutter bezüglich des Heiles ihrer Seele. Vieles, was sie bis dahin nicht beachtet hatte, gewann jetzt Wert und Wichtigkeit in ihren Augen. Ja, Gott hatte

sie nicht umsonst diesen schweren Weg gehen lassen. Er mußte dazu dienen, die Eiskrinde ihres Herzens zu schmelzen und es empfänglich zu machen für den Samen des göttlichen Wortes. Die Umgebung hatte kaum noch Bedeutung für Marie. Ihre Gedanken weilten ganz anderswo. Endlich flüsterte sie, ohne auf die vielen Besucher zu achten, vor sich hin: „Ja, ich habe wirklich eine unsterbliche Seele; und doch habe ich noch nie ernstlich daran gedacht, noch auf das gehört, was meine gute Mutter mir gesagt hat.“

Als es Abend wurde und die Vorstellungen zu Ende waren, ließ man sie allein. Jetzt warf sie sich auf ihre Kniee und fing an, dem Herrn alles zu bekennen, was sie auf dem Herzen hatte. Sie bat Ihn, sie wieder nach Hause zu bringen, vor allem aber flehte sie um Gnade und Erbarmen im Blick auf ihre vielen Sünden. O, nie hätte sie gedacht, daß sie so böse wäre, wie sie es jetzt im Lichte Gottes erkannte. Immer dringender und ernstlicher wurde ihr Rufen; und Gott erhörte sie. Noch ehe es völlig Nacht wurde, fand sie Frieden in dem Blute des geschlachteten Lammes. Sie, die arme, mißgestaltete Zwergin, wurde „eine neue Schöpfung in Christo Jesu“. Statt Bitterkeit und Murren über ihr trauriges Geschick füllten jetzt Friede und Freude ihr Herz. Ja, sie konnte Gott jetzt sogar für Seine Führungen danken und alle ihre Sorgen, all ihren Kummer auf Ihn, den guten Hirten, werfen, der Seinem verirrtten Schäflein so lange nachgegangen war, bis Er es gefunden hatte. Statt mit Zorn und Schmerz blickte sie fortan mit Mitleid auf die sie angaffende Menge und hätte den Besuchern des Zeltes gern

das Glück mitgeteilt, welches sie besaß. So kann die Liebe Gottes ein Herz verändern.

Nach einiger Zeit wurde das Zelt abgebrochen, und Gottfried — wie wenig stimmte der Name des Mannes zu seinem Tun! — zog mit dem gestohlenen Kinde weiter. Bald hier, bald dort machte er Halt und verdiente mit seinen Schaustellungen viel Geld. Trotzdem behandelte er Marie herzlich schlecht. Sie bekam nicht nur kein freundliches Wort zu hören, sondern erhielt auch kaum satt zu essen. Nach längerer Zeit kam man in ein Dorf, wo Gottfried einige Tage zu bleiben gedachte. Er schlug wie gewöhnlich sein Zelt auf, und nachdem die Tagesvorstellungen zu Ende waren, ging er in die Schenke, jedoch nicht ohne vorher Marie mit den Händen an einen schweren Stuhl festgebunden zu haben. Er tat das immer, wenn er das Kind allein ließ, damit es ihm nicht etwa fortlaufe.

Das Dorf lag bald in tiefer Ruhe; Landleute gehen ja gern früh zu Bett, um auch wieder früh ihr Tagewerk beginnen zu können. Marie, die sich schon wiederholt mit Fluchtplänen beschäftigt hatte, konnte nicht schlafen; wenn je, so bot sich ihr hier die Gelegenheit, zu entfliehen. Wohin sie fliehen sollte, das mußte sie allerdings nicht; aber in einem Dorfe meinte sie eher auf Hülfe rechnen zu können, als in einer großen Stadt. Nur fort von diesem schrecklichen Menschen! Aber wie sollte sie von dem Stuhle, an den sie gebunden war, loskommen? Sie machte verzweifelte Anstrengungen; aber je mehr sie an dem Strick riß und zerrte, desto fester zog er sich zusammen. Schon wollte sie mutlos die Sache aufgeben, als das

Hündchen des Zeltbesizers, das sie still beobachtet hatte, auf den Stuhl sprang und so eifrig daran ging, mit seinen scharfen Zähnen den Strick zu zernagen, als gelte es sein eigenes Leben.

Und siehe da, nach einiger Zeit sprang der Strick entzwei. Marie war frei. Voller Freude drückte sie den kleinen, vierbeinigen Helfer in der Not an ihr Herz, schnitt dann mit einem Messer ein Loch in die Zeltwand und schlüpfte hinaus.

Es war, wie gesagt, Nacht, aber der Mond stand am Himmel, und in seinem Lichte konnte sie deutlich die Dorfkirche erkennen. Dicht daneben stand ein größeres Gebäude. Das mußte das Pfarrhaus sein. Dorthin lenkte sie ihre Schritte, so schnell ihre Füße sie zu tragen vermochten.

Obwohl es schon so spät war, fand sie doch noch Einlaß. Mit fliegendem Atem erzählte sie dem freundlichen Pfarrer, der nicht wenig erstaunt war über den seltsamen Besuch, ihre Geschichte und bat ihn flehentlich, sie vor Gottfried zu schützen und sie wieder zu ihrer Mutter zu bringen. Daß ihre Bitte nicht abgeschlagen wurde, versteht sich von selbst. Man wies ihr eine Schlafstelle an, und das arme Kind konnte endlich einmal wieder ihre müden Glieder in einem ordentlichen Bett ausstrecken.

Als Gottfried nach Mitternacht in sein Zelt zurückkehrte und sein Opfer nicht mehr vorfand, kannte sein Grimm keine Grenzen. Er fluchte und lästerte, aber natürlich konnte er in der Nacht keine Nachforschungen nach dem Verbleib des Kindes anstellen.

Am nächsten Morgen erfuhr er, daß Marie sich im Pfarrhause befinde. Wutschnaubend begab er

sich dorthin. Aber wenn er gedacht hatte, das Kind leichten Kaufes wieder in seinen Besitz bringen zu können, so sah er sich getäuscht. Der Pfarrer, ein mutiger, energischer Mann, ließ sich durch seine Drohungen nicht im Geringsten einschüchtern. Trotz der mit Schwüren und Flüchen bekräftigten Bezeugungen Gottfrieds, daß die Kleine sein Kind sei, erklärte er rund heraus, er werde sie ihm nicht eher ausliefern, als bis der Beweis, daß sie ihm gehöre, völlig erbracht sei. Mit diesem Bescheiden mußte der Bösewicht abziehen. Daß er die Ergebnisse der Nachforschungen des Pfarrers nicht abwartete, brauche ich kaum zu sagen. Er machte sich noch an demselben Tage, unter Zurücklassung seines Zeltes, aus dem Staube.

Der Pfarrer hatte bereits am frühen Morgen den Ortsvorsteher über diesen Vorfall in Kenntniß gesetzt und einen Brief an Mariens Mutter geschrieben und sie gebeten, zu kommen, um ihr Töchterchen aus seiner Hand in Empfang zu nehmen. Das Reisegeld hatte er beigelegt.

Wenige Tage danach kam die Mutter glückstrahlend an. Das Wiedersehen der beiden auf so schreckliche Weise Getrennten war überaus rührend. Lange lagen sie einander in den Armen, ohne ein Wort sprechen zu können. Die Freude der Mutter aber erreichte ihren Höhepunkt, als sie vernehmen durfte, daß der Herr die Trübsale der letzten Zeit dazu benutzt hatte, das Herz ihres Kindes zu sich zu ziehen und sie zu Seinem Eigentum zu machen.

Auf die Bitte des Pfarrers und seiner Gattin, die sich herzlich darüber freuten, in der Hand Gottes

das Mittel zur Wiedervereinigung von Mutter und Tochter gewesen zu sein, blieben die beiden noch mehrere Tage im Pfarrhause. In dieser Zeit erhielten sie einen Brief, in welchem Mariens Vater seiner Frau mittheilte, daß er und Gottfried auf dem Wege nach Australien seien.

So ließ der unnatürliche Gatte und Vater seine Familie ganz im Stich. Doch war dies eher eine Erleichterung als ein Kummer für sie. Die Mutter hatte ja immer schon fast ausschließlich den Unterhalt für sich und ihr Töchterchen verdienen müssen, und mit Gottes Hülfe hoffte sie dies in Zukunft gänzlich tun zu können. Aber Gott sorgte noch weiter für sie. Durch Vermittlung des Pfarrers fand sie eine Anstellung als Leiterin einer Kleinkinderschule. Diese brachte ihr so viel ein, daß sie in Zukunft für sich und Marie ohne Sorge sein konnte.

So hatte Gott wirklich alles wohlgemacht, mochten Seine Wege auch eine Zeitlang sehr seltsam und wunderbar gewesen sein. Mariens Mutter verstand es meisterhaft, die Herzen der Kleinen zu gewinnen, und es dauerte gar nicht lange, so war auch die einst so verspottete und wegen ihres wunderlichen Aussehens gefürchtete Marie die Freundin aller. Sie war in ihrem ganzen Wesen wie umgewandelt. Die Gefühle, welche jetzt ihr Herz beherrschten, spiegelten sich in ihrem Antlitz, ja, in ihrem ganzen Tun wieder. Bald konnte sie ihrer Mutter in der Schule zur Hand gehen; und nun kannte sie keine größere Freude, als den Kindern von der Liebe des Herrn Jesu zu erzählen, die sie selbst in so reichem Maße erfahren hatte.

Ihre kleine Freundin Dora, von der wir im Anfang unserer Geschichte hörten, entschlief früh. Marie dagegen lebte noch manches Jahr, und obwohl sie körperlich kaum einige Zoll größer wurde, wuchs sie innerlich doch zusehends „in der Gnade und Erkenntnis unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi“. (2. Petr. 3, 18.) Ja, das einst so arme und unwissende, ja, äußerlich so abstoßende Geschöpf wurde noch für manchen ein Wegweiser zum ewigen Heil und Glück.

Der Weg der Gnade.

Im Anschluß an die vorstehende Geschichte möchte ich den jungen Lesern der „Samenkörner“ noch von einem anderen Trinker erzählen, dessen Ende aber durch Gottes Gnade ein gesegnetes wurde.

Jakob war Dachdecker von Beruf. Er hatte einen ganz hübschen Verdienst, aber anstatt ihn zum Unterhalt seiner zahlreichen Familie zu verwenden, verbrauchte er ihn zum weitaus größten Teil für sich selbst. Fast alle Abende saß er im Kreise seiner Zechgenossen, oft bis in die tiefe Nacht hinein, und trank, spielte und schimpfte mit ihnen über die schlechten Zeiten, die geringen Löhne, die unverständige Regierung u. s. w. Ob seine Frau und Kinder daheim darbtten, was kümmerte das ihn? Die arme Familie geriet durch den traurigen Lebenswandel des Vaters in immer dürftigere Verhältnisse. Die Mutter brach fast unter der Last zusammen. Sie tat, was sie konnte, um wenigstens der dringendsten Not zu steuern. Aber

was vermag eine schwache Frau, vor allem bei einer zahlreichen Kinderschar? Die Lage des armen Weibes war umso trauriger, weil sie die Quelle nicht kannte, aus welcher sie Trost und Ermunterung hätte schöpfen können. Sie hatte noch nicht die Stimme des guten Hirten vernommen, der den Seinen so liebevoll zuruft: „Kommet zu mir!“ oder: „Alle eure Sorge werfet auf mich!“

Die Jahre rollten dahin, und immer verzweifelter gestalteten sich die Umstände der Familie. Da geschah etwas, was dem bösen Treiben des gewissenlosen Mannes für immer ein Ziel setzen sollte. Jakob arbeitete in einem Neubau. Eines Tages war er oben auf dem Dache beschäftigt. Mit einemmale, wodurch es kam, weiß ich nicht, verlor er das Gleichgewicht und stürzte von dem Dache in den Kellerraum hinab. Schwerverletzt hob man ihn auf und brachte ihn ins Krankenhaus.

Hier lag er mehrere Monate lang in einem höchst bedenklichen, fast hoffnungslosen Zustand. Jetzt hatte er Zeit, über sein vergangenes Leben nachzudenken; und er tat es auch. Gefühle ganz anderer Art wie zur Zeit, da er noch gesund war, stürmten auf ihn ein. Mit Zittern dachte er an den möglichen baldigen Tod. Furcht und Schrecken befielen seine Seele, wenn er sich fragte, was nach dem Tode wohl folgen möchte. Er faßte die besten Vorsätze und beschloß, falls er wieder gesund werden würde, ein anderes Leben zu beginnen. Und siehe da, langsam trat eine Wendung zum Bessern ein, seine Todesstunde war noch nicht gekommen.

Wenn ihr nun aber glaubt, Jakob hätte seine

guten Vorsätze wirklich ausgeführt, so täuscht ihr euch. Als er fühlte, daß es besser mit ihm wurde, als das Schreckgespenst eines nahen Todes mehr und mehr in den Hintergrund trat, schwanden alle guten Vorsätze und Gelöbniße dahin, und die alten Leidenschaften gewannen von neuem die Oberhand. Bald war unser Jakob wieder der Alte. Er fluchte und lästerte fast mehr als vorher. Ja, sein Betragen wurde schließlich so anmaßend, daß der Vorstand des Krankenhauses sich gezwungen sah, ihn zu entlassen, bevor seine Verletzungen richtig geheilt waren. Die erste Mahnung Gottes an Jakob, sich von seinen bösen, sündigen Wegen zu befehren, hatte also keine nachhaltige Wirkung auf ihn ausgeübt. Gott mußte noch ernster mit ihm reden.

Jakob kehrte zu den Seinen zurück, in der Hoffnung, bald wieder seinem Beruf nachgehen und vor allem seine alten Kameraden im Wirtshause aufsuchen zu können. Aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Da er von seiten seiner Familie, die jetzt aller Mittel entblößt war, fast gar keine Pflege genießen konnte, wurde sein Zustand bei den schlecht geheilten Wunden langsam wieder schlimmer. Bald mußte Jakob gänzlich das Bett hüten.

Um diese Zeit hörte ein gläubiger Mann aus der Nachbarschaft von der unglücklichen Lage unseres Bekannten. Obwohl er ihm persönlich ganz fremd war, beschloß er doch, durch die Liebe Christi getrieben, ihn zu besuchen. Er ließ sich an sein Lager führen und sagte ihm, daß er von seinem schweren Unfall gehört habe und nun gekommen sei, um zu sehen, ob er ihm nicht einen Dienst erweisen könne.

Indes ließ er vorläufig noch nichts von dem eigentlichen Zweck seines Kommens verlauten. Er mußte aus Erfahrung, wie vorsichtig ein Mensch wie Jakob behandelt werden mußte, wollte er ihn nicht von vornherein abstoßen und so einen weiteren Verkehr mit ihm zwecklos machen.

Der Kranke war erstaunt, von einem völlig Unbekannten so freundlich angeredet zu werden, ließ es sich aber gern gefallen und erzählte ihm mit kurzen Worten seine Geschichte. Selbstverständlich erwähnte er nichts von seinem früheren traurigen Leben, noch auch von der Ursache seiner Entlassung aus dem Krankenhause.

Unser gläubiger Freund wiederholte bald nachher seinen Besuch. Durch sein freundliches, zutrauliches Wesen, durch die herzliche Teilnahme, die aus allen seinen Worten sprach, und nicht zum wenigsten durch den Umstand, daß er es bei seinen Besuchen nie unterließ, dem Kranken eine kleine Erfrischung mitzubringen, gelang es ihm bald, Jakobs Zuneigung zu gewinnen. Es war diesem freilich ein unlösliches Rätsel, wie ein ihm ganz unbekannter Mensch, dem er nie im Leben begegnet war, dazu kam, soviel Anteil an ihm zu nehmen, zumal seine Person wie seine Umstände wirklich nicht viel Anziehendes besaßen. Aber wie gesagt, er ließ es sich wohl gefallen, und durch Gottes Gnade sollte er noch dahin gebracht werden, zu verstehen, wer jenem Unbekannten es ins Herz gegeben hatte, sich seiner so liebevoll anzunehmen und ihn, trotz eigener beschränkter Mittel, durch manche Gabe der Liebe zu erfreuen.

Der Fremde setzte seine Besuche regelmäßig fort.

Endlich hielt er auch die Zeit für gekommen, dem Kranken von Jesu und Seinem auf Golgatha vollbrachten Werke zu erzählen. Welche Wirkung seine Worte in Jakobs Herzen hervorriefen, vermochte er freilich nicht sogleich zu erkennen. Jakob hörte, wenn das Gespräch auf diese Dinge kam, nur schweigend zu. Aber der Fremde ließ in seinen Bemühungen nicht nach; und der Erfolg sollte nicht ausbleiben.

So vergingen mehrere Wochen. Da geschah es eines Tages, daß der Besucher nicht zur gewohnten Stunde erschien. Jakob war dies gar nicht lieb. Er hatte sich bereits so an seinen neuen Freund gewöhnt, daß er sein Ausbleiben schmerzlich empfand. Er gebot deshalb seinen Kindern, einmal Umschau zu halten, warum der „Fromme“ nicht komme. Da stellte es sich denn heraus, daß er an dem Tage selber krank geworden war und nicht ausgehen konnte. Allein er hatte deshalb seinen Patienten nicht vergessen, sondern bereits einen seiner Freunde gebeten, die Besuche an seiner Statt fortzusetzen.

Und siehe da, es dauerte nicht gar lange, da klopfte es, und auf das Herein des Kranken trat ein neuer Fremder ins Zimmer. Zu Jakobs Erstaunen trieb der es gerade so wie sein Vorgänger, brachte ihm die übliche Erfrischung mit und sprach in ähnlicher Weise. Am folgenden Tage erschien er wieder, und am dritten und vierten auch, so daß Jakob eines Tages mit zufriedennem Lächeln sagte: „Jetzt kommen schon zwei „Fromme“.“

Wie oberflächlich diese Äußerung auch klingen mochte, war es doch nicht zu verkennen, daß mit dem Kranken eine große Veränderung vorgegangen war.

Während er früher die Ungeduld selbst gewesen war, konnte er jetzt stundenlang still auf seinem Lager liegen und sich mit ernstesten Gedanken beschäftigen. Seine Angehörigen, die es früher oft kaum in seiner Nähe hatten aushalten können, wußten nicht, was sie von ihm halten sollten, so gewinnend und freundlich war jetzt sein Wesen. Ja, der Geist Gottes war wirksam in dem Herzen des kranken Mannes und führte ihn Schritt für Schritt weiter in der Erkenntnis seines traurigen, verlorenen Zustandes. Allerlei Fragen wurden in ihm laut. Was mußte aus ihm werden, wenn er so, wie er war, mit allen seinen Sünden, vor Gott erscheinen sollte? Mußte nicht die ewige Verdammnis sein Teil sein? Ja, es war nicht anders möglich: er war ein verlorener Mann! Immer tiefer drang der scharfe Stachel der Überführung in sein Herz, immer lauter redete das erwachte Gewissen seine ernste Sprache, und immer unglücklicher wurde der Kranke.

Was sollte er beginnen? Für ihn gab es keine Rettung mehr. Doch, hatten die beiden Besucher ihm nicht von Jesu erzählt, dem Sohne Gottes, daß Er gekommen sei, um Sünder selig zu machen durch den Glauben an Sein auf Golgatha vergossenes Blut? Hatten sie ihm nicht gesagt, daß Er mühseligen und beladenen Sündern zurufe: „Kommet her zu mir!“? War das nichts für ihn? War er nicht ein verlorener, heilsverlangender Sünder? Ja, das war er in der That. Wenn je einer verloren war, so war er es. Nach langem Zögern wagte er es, sich in kindlichem Gebet an Den zu wenden, der für Sünder und Gottlose gestorben ist, und der selbst

eine blutrote Schuld zu tilgen vermag. Und der gute Hirte, der das weit verirrte Schaf so lange gesucht hatte, ließ es jetzt nicht verderben. Er nahm es auf Seine Schultern und schenkte ihm ewiges Leben, Frieden und Freude.

Als der erste der beiden gläubigen Freunde nach überstandener Krankheit Jakob wieder besuchte, strahlte ihm von dessen Antlitz eine himmlische Freude entgegen. „Ich habe Frieden gefunden!“ so klang es in glückseligem Tone von den Lippen des Kranken.

Dankbaren Herzens kniete der andere neben dem Lager nieder, und ein inniges Dankgebet stieg zu dem Throne Dessen hinauf, der das Flehen der Seinen so gern erhört.

Die Krankheit Jakobs machte jetzt rasche Fortschritte. Seine Tage hienieden waren gezählt. Aber das machte ihn nicht unglücklich; im Gegenteil, er verlangte immer sehnlicher danach, bei Jesu zu sein. Und sein Sehnen wurde gestillt. Der Herr nahm ihn zu sich in die Wohnungen des Friedens.

Kurz vor seinem Heimgang besuchte ihn einer seiner ehemaligen Kameraden, der als ein eifriger Sozialdemokrat bekannt war. Er wollte den Sterbenden überreden, seiner früheren Überzeugung treu zu bleiben. Aber sobald Jakob seine Absicht erkannte, rief er ihm in feierlichem Tone zu: „Spare dir die Mühe! Ich sterbe glücklich. Jesus hat mich für sich erkaufte. Wende auch du dich zu Ihm, vor dem wir einst alle erscheinen müssen.“ Der Besucher erwiderte kein Wort. Sinnend verließ er das Zimmer des Sterbenden, der wenige Stunden darauf in die Ruhe seines Herrn einging.

Meine Geschichte ist beendet; doch darf ich zum Schluß noch dem freundlichen Leser mitteilen, daß auch die Gattin des Heimgegangenen bald ihrer Errettung gewiß wurde.

An der Beerdigung nahm der erwähnte frühere Kamerad Jakobs teil. Unser gläubiger Freund hatte Gelegenheit, einige ernste Worte mit dem Manne zu reden. Er fand keinen Widerstand, und so hoffen wir, daß der Herr auch an ihm Seine Gnade groß machen wird.

Stephanus.

(Sieh Apostelgesch. 6 u. 7.)

Wir unterhielten uns das letzte Mal über die traurige Geschichte von Ananias und Sapphira. Ihr Tun war der erste Bruch jener wunderbaren Einheit, die unter den Gläubigen herrschte. Ach! es sollte leider nicht der erste bleiben. Schon im 6. Kapitel der Apostelgeschichte lesen wir von dem Murren einer größeren Anzahl von Männern gegen die bestehenden Einrichtungen. Die Hellenisten, d. i. griechische Juden, murrten gegen die Hebräer, d. i. Eingeborene von Palästina, weil man ihrer Meinung nach deren Witwen begünstige bei der Verteilung der Gaben, welche der Versammlung von ihren wohlhabenden Gliedern geschenkt wurden, während ihre Witwen übersehen würden. Ach! die Menge war schon nicht mehr ein Herz und eine Seele. Neid und Mißgunst begannen ihre häßlichen Spuren zu zeigen. Indes war die vorhandene geistliche Kraft noch groß genug, der Schwierigkeit zu begegnen.

Mit großer Weisheit benutzten die zwölf Apostel den Anlaß dazu, dem Werke der Liebe eine den wachsenden Bedürfnissen entsprechende Gestaltung zu geben. Es wurden auf ihren Vorschlag von der Menge der Gläubigen sieben Personen ernannt, welche für die tägliche Bedienung der Witwen Sorge tragen sollten, damit die Apostel dieserhalb ihre eigene Arbeit, das Gebet und den Dienst am Worte, nicht zu vernachlässigen brauchten. Beachten wir die Gnade, welche sich unter dem Einfluß des Geistes Gottes bei dieser Gelegenheit kundgab: alle Namen der gewählten Männer sind griechische Namen. Offenbar waren also alle Hellenisten. Welch ein gesegnetes Mittel, um der aufkeimenden Eifersucht jeden Boden zu entziehen!

Alle sieben Männer waren ferner „von gutem Zeugnis, voll Heiligen Geistes und Weisheit“ (V. 3); aber bei einem von ihnen scheint dies doch in ganz besonderem Maße der Fall gewesen zu sein. Dieser eine hieß Stephanus. Er war, wie die Schrift sagt, ein „Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes“, und „voll Gnade und Kraft, tat er Wunder und große Zeichen“. (Vers 5 u. 8.) Die Wirksamkeit des Heiligen Geistes war noch ungeschwächt. Wir lesen, daß das Wort Gottes wuchs, daß die Zahl der Jünger in Jerusalem sich sehr vermehrte, und daß selbst eine große Menge der Priester dem Glauben gehorsam wurde. (Vers 7.)

Doch der Feind ruhte nicht. War ihm sein listiger Anschlag mißlungen, so versuchte er es mit Gewalt. Die „listige Schlange“ nahm die Gestalt des „brüllenden Löwen“ an. Vor allem war es ihm

darum zu tun, den Mund des treuen Zeugen Stephanus zu stopfen. Und dies gelang ihm. Versetzen wir uns im Geiste in das Jerusalem jener Tage, um persönlich Augenzeuge dessen zu sein, was mit Stephanus geschah.

Nicht weit vom Tempel, dem Mittelpunkt der jüdischen Religion, finden wir eine große Volksmenge versammelt. In dem eifrigen Hin- und Herreden merken wir, daß etwas Besonderes im Gange ist. Wir treten näher und hören das Wort „Lästerung“ wieder und wieder aussprechen.

Wir erkundigen uns, was denn geschehen sei, und ein Mann in wallendem weißem Gewande, der sich offenbar ängstlich bemüht, nicht durch eine Berührung mit uns verunreinigt zu werden, teilt uns etwa folgendes mit: Das Synedrium ist versammelt, um über einen Hellenisten, der gegen den Tempel und das von Jehova Seinem Volke Israel gegebene Gesetz geredet haben soll, zu Gericht zu sitzen. Es wird ein scharfes Verhör für den Armen geben, denn wenn das, was ihm zur Last gelegt wird, wahr ist, hat er von dem Hohenpriester und den Ältesten Israels keine Gnade zu erwarten. Und doch ist er kein schlechter Mensch. Im Gegenteil; er hat große Wunder und Zeichen unter dem Volke getan und soll für die Armen und Witwen mit großer Hingebung gesorgt haben. Aber er hat zugleich von Jesu, dem Nazarener, gesprochen und behauptet, dieser Jesus, den jene doch gekreuzigt haben, lebe noch.

So weit der Bericht des Mannes. Wir zwängen uns durch die dichte Volksmenge und stehen schließlich hinter zwei Männern, die sich leise miteinander

unterhalten. Doch sind wir imstande, zu verstehen was sie sagen. Der eine bemerkt gerade: „Der Herr hat es uns vorhergesagt, daß man uns an Synedrien überliefern und in den Synagogen geißeln werde. Das trifft jetzt ein. Der Herr stärke unsern teuren Bruder, damit er, gleich unseren Aposteln, sich freuen möge, daß er würdig geachtet wird, für Seinen Namen Schmach zu leiden!“ Welch eine andere Sprache! Es sind Jünger des verachteten Jesus von Nazareth, die wir reden hören. Nicht weit davon stehen einige andere in heftigem Wortstreit; einer von ihnen weist gerade mit der Hand auf den im Sonnenglanze schimmernden Tempel und ruft: „Er hat nicht aufgehört, wider diese heilige Stätte zu reden“.

So wogt es durcheinander. Der eine redet dieses, der andere jenes. Treten wir jetzt im Geist in die Mitte des Synedriums oder hohen Rats. Eine große Anzahl finster blickender Männer ist versammelt; den Vorsitz führt der Hohepriester, und im Halbkreise um ihn her sitzen die Richter, siebenzig an der Zahl: Hohepriester, Älteste, Schriftgelehrte u. s. w.

Vor ihnen steht der Angeklagte, der Hellenist Stephanus. Er, der so große Wunder und Zeichen getan hat, dessen Leben nur dem Wohle seiner Mitmenschen geweiht war, dessen Geist und Weisheit niemand widerstehen konnte, er steht jetzt an diesem Platze, fälschlich angeklagt und beschuldigt. Neben ihm stehen ungerechte Zeugen, welche sagen: „Dieser Mensch hört nicht auf, Worte zu reden wider die heilige Stätte und das Gesetz; denn wir haben

ihn sagen hören: Dieser Jesus, der Nazaräer, wird diese Stätte zerstören und die Gebräuche verändern, die uns Moses überliefert hat."

Auf die Frage des Hohenpriesters: „Ist dieses also?“ richten sich aller Augen auf den Gefangenen. Und was erblicken sie? Etwa ein ängstliches, totenblasses Gesicht, die zitternde Gestalt eines Schuldbewußten? O nein. Ein nie gesehenes Schauspiel zeigt sich ihren Blicken. Unverwandt müssen sie es anschauen, keiner kann sein Auge von Stephanus abwenden; „sie sahen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht“.

Stephanus beginnt jetzt seine Erwiderungsrede. Er schildert den Anfang der Wege Gottes mit Seinem irdischen Volke. Die wohlbekanntesten Namen „Abraham“, „Joseph“, „Moses“, „David“ rufen in den finstern Gesichtern einen Ausdruck der Zustimmung hervor. Doch dieser Ausdruck schwindet bald wieder; denn die Namen dienen nur zu ihrer Beurteilung: Abraham war nichts als ein Fremdling im Lande gewesen, Joseph hatten sie an die Heiden verkauft, Moses verleugnet, und als David dem Herrn einen Tempel bauen wollte und Salomo diesen Vorsatz zur Ausführung gebracht hatte, wurde dem Volke durch den Propheten gesagt, daß der Höchste nicht wohne in Wohnungen, die mit Händen gemacht sind, denn der Himmel sei Sein Thron und die Erde der Schemel Seiner Füße. Wie aber verzerren sich ihre Züge zu grimmiger Wut, als er sie Halsstarrige und Unbeschnittene an Herz und Ohren nennt, als er ihnen vorwirft, daß ihre Väter die Propheten verfolgt und die getötet hätten, welche die Ankunft des Gerechten

zuvor verkündigten, ja, als er sie selbst als die Ver-
räther und Mörder dieses Gerechten bezeichnet! Sie
knirschen mit den Zähnen gegen diesen Verwegenen,
der es wagt, ihnen, den Hohenpriestern, den Gesetz-
gelehrten und Lehrern des Volkes den Vorwurf ins
Gesicht zu schleudern, daß sie allezeit dem Hei-
ligen Geiste widerstritten und daß durch Un-
ordnung von Engeln empfangene Gesetz nicht be-
obachtet hätten.

Aber Stephanus achtet nicht auf ihre Wut. Er
vergift überhaupt seine ganze Umgebung, die rasen-
den Feinde, welche seinen Tod längst in ihren
Herzen beschlossen hatten, die Leiden, die seiner war-
teten; er vergift alles, schaut unverwandt nach oben
und sieht den Himmel aufgetan. Dann spricht er:
„Siehe, ich sehe die Himmel geöffnet, und den Sohn
des Menschen zur Rechten Gottes stehen!“

Jetzt ist das Maß voll. Mit lauter Stimme
schreiend, halten sich die Mitglieder des hohen Rates
die Ohren zu, stürzen einmütig auf den in Verzückung
Dastehenden los, schleppen ihn zur Stadt hinaus
bis zu der Stelle, wo der Lästerey gesteinigt werden
sollte. Nach dem Gesetz mußten die, durch deren Zeug-
nis ein Mensch zum Tode verurteilt worden war,
die ersten Steine auf den Verurteilten werfen. So
geschah es auch hier. Um in ihren Bewegungen
nicht gehindert zu sein, legten die Männer ihre Ober-
kleider ab, und zwar zu den Füßen eines gewissen
jungen Mannes, Namens Saulus. Mit der Tötung
des Stephanus völlig einverstanden, stand auch er
dabei, wie er später in ernster Selbstanklage sagt,
und willigte mit ein und verwahrte die Kleider derer,

welche ihn umbrachten. (Vergl. Apstg. 22, 17—21.) Ja, Saulus, der Verfolger der Versammlung Gottes, der den Heiligen in Jerusalem und anderwärts bald nachher so viel Böses zufügen sollte, war jener Jüngling. Er sah den Widerschein der himmlischen Herrlichkeit auf dem Angesicht des Stephanus, er hörte die Worte, mit denen dieser treue Zeuge Jesu dem Herrn seinen Geist übergab, er sah ihn niederknieen inmitten der heulenden Menge, während die Steine erbarmungslos auf ihn niederfielen, und er hörte ihn, bevor er entschlief, mit lauter Stimme für seine Verfolger beten: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht zu!“ Inwieweit dies alles damals schon Eindruck auf ihn machte, wissen wir nicht. Doch sollte das himmlische Licht, welches das Antlitz des Sterbenden verklärte, auch ihm noch scheinen. Noch war die Zeit zur Berufung dieses auserwählten Rüstzeugs nicht gekommen. Sehr interessant aber ist es, zu sehen, wie Gott bei Gelegenheit der Verwerfung des letzten gewaltigen Zeugnisses an Sein irdisches Volk, des Zeugnisses des Heiligen Geistes, den Träger einer ganz neuen Botschaft, „des Evangeliums der Herrlichkeit des Christus“ (2. Kor. 4, 4), hervortreten läßt. Das Licht eines neuen Tages, einer neuen Zeit, begann zu dämmern.

„Gottesfürchtige Männer aber bestatteten den Stephanus und stellten eine große Klage über ihn an.“ Wie die Jünger Johannes' des Täufers den Leichnam ihres Lehrers aufhoben und ihn begruben, dann traurig zu Jesu kamen und es Ihm berichteten, so hoben auch diese gottesfürchtigen Männer die entseelte Hülle des Märtyrers Stephanus auf und be-

statteten sie unter Weinen und Wehklagen. Wir wissen nicht, inwieweit diese Gläubigen, die noch wenig von dem erst später geoffenbarten glücklichen Lose derer wußten, welche abscheiden, um bei Christo zu sein, sich über ihren entschlafenen Bruder zu freuen vermochten; aber sicher ist, daß der Herr, der einst Seinen furchtsamen Jüngern von sturmbewegter See aus zurief: „Ich bin's; fürchtet euch nicht!“ auch den Seinigen hier, als sie traurig um das Grab des Stephanus standen, sehr nahe war. Und Er war ihnen auch nahe in der nun folgenden Zeit der Verfolgungen, zu welcher der Tod des ersten Blutzeugen der Kirche Christi die Feinde erst recht angereizt zu haben scheint; in jener schrecklichen Zeit, wo Saulus, „Drohung und Mord schnaubend“, in die Häuser drang, um Greise, Frauen und Kinder wegzuschleppen und sie ins Gefängnis zu werfen. Wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß er die Jünger Christi „bis zum Tode“ verfolgt hat. Ach, er meinte in seiner Unwissenheit und seinem Unglauben, „gegen den Namen Jesu, des Nazaräers, viel Widriges tun zu müssen“. Er hatte noch nicht jene Stimme aus dem Himmel vernommen, die zu ihm sprach: „Saul, Saul, was verfolgst du mich? . . . Ich bin Jesus, den du verfolgst“.

Mein lieber Leser! Gott hat die herrliche Geschichte des Stephanus für uns niederschreiben lassen, damit wir uns an diesem ergreifenden Vorbild eines treuen Dieners Christi erfreuen und es nachahmen. Stephanus hat, um mit den Worten des Apostels Paulus zu reden, den guten Kampf gekämpft, er hat den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; fort-

an liegt ihm bereit die Krone der Gerechtigkeit, welche der Herr, der gerechte Richter, ihm zur Vergeltung geben wird an jenem Tage; nicht allein aber ihm, sondern auch allen, die Seine Erscheinung lieb haben. Bist du errettet? Und wenn es so ist, wartest du auf das Wiederkommen des Herrn Jesu? Hast du Seine Erscheinung lieb, bei welcher alles ans Licht kommen und ein jeder seinen Lohn empfangen wird nach seiner Arbeit und seiner Treue? D möchtest du diese Fragen mit einem freudigen „Ja“ beantworten können!

In letzter Stunde errettet.

Wir waren Jugendfreunde und hatten auf derselben Schulbank gesessen. Im Walde bei seinem Elternhause hatten wir manch liebes Mal „Nachlaufen“ gespielt. Sein Vater war Schmied, ein strenger Mann, zu dem die Kinder mit mehr Furcht als Liebe aufblickten; die Mutter war das gerade Gegenteil, gelind und sanftmütig, dabei eine gläubige Christin.

Nach der Schulzeit sollte mein Freund das Schmiedehandwerk erlernen; durch eine Art Nervenkrankheit aber, die ihn befiel, wurde er so schwach, daß er lange Zeit nicht die Hand aufheben, geschweige denn den Hammer schwingen konnte. Es mußte also eine andere Beschäftigung für ihn gefunden werden. Auf den Rat eines Arztes schaffte der Vater seinem Sohne einen Ochsen an, damit er mit ihm Feldarbeit tue. Der Ochse ist bekanntlich ein bedächtiges Tier mit ruhigem Schritt, und man hoffte,

die ruhige Beschäftigung in der frischen Landluft würde dem Kranken seine Kraft zurückgeben. Dies erwies sich in der That als ein glücklicher Gedanke. Nach einigen Jahren war seine Gesundheit völlig wiederhergestellt, und so konnte er jetzt noch das Schmiedehandwerk erlernen.

Für die Folge erging es ihm körperlich wie geschäftlich recht gut. Er fing ein eigenes Geschäft an, das gut voranging, gründete einen Hausstand, und war weit und breit als ein rühriger, dabei freundlicher und verträglicher Mensch bekannt. Leider war sein Sinn sehr auf das Irdische gerichtet. Neben seiner Schmiede besaß er noch eine Spezereihandlung und Bauerschaft. Verdienen und nochmals verdienen, das war sein eifriges Bestreben.

Nun sind ja Fleiß und Sparsamkeit zwei gute Eigenschaften; wenn aber das Herz durch die irdischen Dinge so in Anspruch genommen wird, daß es die Hauptsache, das Heil der Seele, darüber vergißt, so können selbst jene guten Eigenschaften zu Gefahren werden. Das menschliche Herz ist ein armes Ding. Der Herr warnt deshalb in dem bekannten Gleichniß vom Säemann (Matth. 13) so ernst vor den Sorgen des Lebens und dem Betrug des Reichthums, weil sie so sehr geeignet sind, das ins Herz gesäete Wort zu ersticken.

Der Herr hatte sich an meinem Freunde zu verschiedenen Malen und Zeiten in besonderer Weise bezeugt. Wie bereits erzählt, hatte Er ihn als Jüngling schwerkrank werden lassen. Dann wurden einige seiner Schwestern durch den Tod dem Familienkreise entrissen. Sie gingen selig heim. Mehre-

ren seiner eigenen Kinder gab Gott Gnade, daß sie den Herrn als ihren Heiland annahmen. Ein Töchterlein starb nach langem Leiden als ein Zeugnis des Glückes einer Seele, die im Herrn ruht.

Unsere Freundschaft hielt stand das ganze Leben hindurch. Oft flehte ich für ihn zum Herrn, daß Er sich über ihn erbarmen und ihn befehlen möge. Manches gute Schriftchen erhielt er durch meine Hand, und wiederholt durfte ich ihn mündlich auffordern, sich doch zum Herrn zu wenden. Vor einigen Jahren besuchte ich ihn wieder und unterhielt mich längere Zeit mit ihm über das Heil seiner Seele. Beim Abschied sagte er zu mir: „Du kannst ja etwas für mich beten“. Ich erwiderte ihm, das würde nichts nützen, er müsse selbst beten. So wurde er 59 Jahre alt. Zum letzten Male begegneten wir uns genau eine Woche vor einem Unfall, der ihn treffen und seinen Tod herbeiführen sollte. Ich werde diese Begegnung nie vergessen. Wir trafen uns in meinem Elternhause und unterhielten uns über allerlei, indem wir alte Erinnerungen aus unseren Jugendjahren wieder auffrischten. Schließlich kam das Gespräch wie gewöhnlich auf seinen Seelenzustand und auf die ernste Notwendigkeit für jedes Sünderherz, sich in dieser Zeit retten zu lassen für die Ewigkeit. Als er endlich Abschied nahm, ergriff meine greise, hochbetagte Mutter seine beiden Hände, sah ihm freundlich in die Augen und sagte ernst: „Schiebe nicht mehr auf, August! Wende dich heute Abend noch zu Jesu!“

Dann ging er fort, ein Bild der Gesundheit und rüstigen Kraft. Einige Tage später traf er in

M. einen Bekannten, der, obwohl nicht älter als er, sich schon seit zwei Jahren zur Ruhe gesetzt hatte. Dieser forderte ihn auf, doch seinem Beispiel zu folgen; wenn er das aber nicht wolle, solle er sich doch wenigstens einen Knecht zum Fahren halten. Er sei alt und könne es sich leisten.

„Ach was!“ erwiderte August fast ärgerlich; „ich mich zur Ruhe setzen? Nein, dazu fühle ich mich noch viel zu gelenkig und kräftig. Ich will hübsch noch etwas arbeiten.“

Und er würde vielleicht bis ins hohe Alter hinein sich abgemüht haben, fern von Gott, um dann ewig verloren zu gehen, wenn nicht der Herr sich seiner erbarmt und ihn mit Macht herausgerissen hätte aus dem Zustande der Gleichgültigkeit, der ihn zum Verderben führen wollte.

Es war Samstag Abend. Am Sonntag vorher hatte August im Familienkreise vergnügt und guter Dinge seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Gleichgültig wie immer, hatte er nicht an Sterben und Ewigkeit gedacht; auch nicht daran, mit dem neuen Jahre ein neues Leben zu beginnen, sich zu befehren, wozu ihn meine gute, alte Mutter doch so ernst aufgefordert hatte. Im Gegenteil, er hatte sich, wie so oft schon, gefreut über seine kräftige Gesundheit, sein gutes Geschäft, das ihm im verflossenen Jahre wieder reichen Gewinn eingebracht hatte, über den Wohlstand, der ihn von allen Seiten umgab, kurzum, über alles, was mit seiner Person in Verbindung stand; und er hatte dabei jedenfalls gedacht, das werde noch manches Jahr in gewohntem Gleise so weitergehen. Aber, aber — er sollte bald die Wahr-

heit des Sprichworts erfahren: Der Mensch denkt, und Gott lenkt!

Es war, wie gesagt, Samstag Abend. Das Tagewerk war vollbracht, und mein Freund bestieg wohlgemut seinen Wagen, um nach Hause zu fahren. Daß die Nacht einbrach, kümmerte ihn wenig. Er war schon so oft im Dunklen gefahren, daß das nichts Ungewohntes für ihn war. Zwar war der Weg, den er fahren mußte, neu angelegt und noch nicht ordentlich ausgebaut; aber er war ja ein so guter Fahrer, daß ihm das nichts ausmachte. Sorglos ergriff er Zügel und Peitsche und fuhr ab. Ein kleiner Knabe, der desselben Weges ging, lief hinter dem Wagen her, da es ihm in der Dunkelheit zu gefährlich schien, sich hintenauf zu setzen. Anfangs ging die Fahrt gut von statten. Plötzlich aber wurde es anders. Die Straße machte eine scharfe Biegung. Der Wagen geriet mit dem Borderteil in eine Senkung an der Seite des Weges und schlug um. Mein unglücklicher Freund stürzte von seinem Sitze herab; er kam — wie es möglich war, weiß kein Mensch zu erklären — unter den Wagen zu liegen und wurde mit diesem noch eine Strecke von etwa 20 Metern vorwärtsgeschleift, bis das Pferd endlich still stand. Der Knabe, der hinterher gelaufen war und welchem der Schreck im ersten Augenblick den Mund verschlossen hatte, schrie jetzt aus Leibeskräften um Hilfe. Als niemand ihn hörte, lief er ins Tal hinunter, um Leute herbeizuholen. Er kam bald mit einigen Männern zurück. Der Verunglückte bot ein jammervolles Bild. Blut- und staubbedeckt, völlig zerschunden, mit zerbrochenen Gliedern, lag er an der Seite des

Weges, wohin er sich noch hatte schleppen können. Auf beiden Seiten waren die Rippen eingedrückt; zwei waren, wie sich nachher herausstellte, in die Lunge gedrungen. Der Unterkiefer war teilweise zertrümmert. Es war mit einem Wort ein schrecklicher Anblick. Auf rasch herbeigeholten Betten wurde der tödlich Verletzte nach Hause getragen. Dort erwarteten ihn schon zwei Ärzte. Er sagte ihnen aber, daß sie nichts mehr mit ihm beginnen sollten, er müsse doch sterben.

Sein nächster Nachbar, ein gläubiger Lehrer, kam noch am gleichen Abend zu ihm und betete mit ihm. Und Gile tat hier wahrlich not. Kein Schlaf kam mehr in die Augen des Sterbenden; die ganze Nacht lag er wach, jammerte vor Schmerzen und betete dazwischen mit lauter Stimme: „Herr, hilf!“ Oft versuchte er, die Hände zum Gebet zu falten, aber er vermochte es nicht. Ja, Gott hatte ernst zu ihm geredet; und Ihm sei ewig Dank, daß Er es getan hat! Fünfzig Schritt von der Stelle entfernt, wo er mir gar nicht lange vorher gesagt hatte, ich könne ja etwas für ihn beten, lag er jetzt und betete selbst, und zwar so, wie der Zöllner es tat, der an seine Brust schlug und rief: „O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!“

Am Morgen, gegen $1\frac{1}{2}$ Uhr, kam der Lehrer wieder zu ihm, und ohne daß er etwas gesagt hätte, lispelte der Sterbende:

„Der dir alle deine Sünden vergibt, und heilet alle deine Gebrechen“.

Mit inniger Freude vernahm der Lehrer diese Worte und antwortete:

„Halten Sie sich an den Gefreuzigten, der bringt Sie durch. Er hat alles für Sie vollbracht.“

Der Kranke nickte und flüsterte: „Das tue ich auch; ich habe ja sonst nichts zu bringen“.

Von Mittag ab war er besinnungslos, und abends ging er heim, heim zu seinem Herrn, der ihn noch, wie den Schächer am Kreuz, in der letzten Stunde gerettet hatte. — War er nicht wie ein Brand aus dem Feuer gerettet?

Seine Frau sagte mir später, sie hätte gern noch etwas mit ihm gesprochen, wegen der äußeren Angelegenheiten, es sei aber nicht möglich gewesen. Der Mann, der so viele Jahre lang nur mit irdischen Dingen beschäftigt gewesen war, warf sie jetzt mit einem Male hinter sich und dachte nicht mehr an sie. Er hatte nur noch mit seinen Sünden zu tun; sie wurden ihm in Gnaden vergeben, und dann ging er hinüber in die Ewigkeit, als ein Kind Gottes, ein Erlöster des Herrn: nicht aus Verdienst, nicht aus Werken gerechtfertigt, sondern aus unverdienter, überströmender Gnade.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ereignis war für die ganze Umgegend erschütternd, auch für mich, der ich noch nicht wußte, wie er gestorben war. Am Begräbnistage erst vernahm ich zu meinem Trost und meiner Freude, was ich oben mitgeteilt habe. Viele Leidtragende begleiteten die Bahre zum Friedhofe. Manches ermahnende Wort wurde gesprochen nach Anleitung von Psalm 39, 5. 6 und Psalm 103, 15. Wir sangen die Lieder: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen“, und: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“.

Mit welch dankbaren Gefühlen ich am Grabe meines Freundes stand, mag der Leser sich ausmalen; und Gott sei gepriesen! ich kann dem oben Erzählten noch einen guten Bericht anfügen. Gerade während ich dies niederschreibe, teilt mir der erwähnte gläubige Lehrer mit, daß infolge dieses Unglücksfalles bereits eine zweite Seele zum Herrn geführt worden sei. Möchte es nicht die einzige bleiben! Ja, möchte jeder Leser dieser Zeilen sich warnen lassen! Niemand weiß, wie lange Zeit ihm noch geschenkt ist. „Heute rot, morgen tot“, sagt ein altes, wahres Sprichwort. Nicht immer gibt Gott eine Gnadenfrist, selbst nicht von Stunden; manchmal liegt kaum eine Minute zwischen Gesundheit und Tod. Darum eile und errette deine Seele!

Wie Gott auch ein Kind gebrauchen kann.

Schon viele, viele Jahre sind verflossen, seitdem die Geschichte, die ich den freundlichen Lesern der „Samenkörner“ heute erzählen möchte, sich zugetragen hat, und die kleine Johanne, die Hauptperson darin, ist längst eingegangen in die Ruhe ihres Herrn.

Johanne war das einzige Töchterlein eines Landmannes, und zur Zeit, da meine Geschichte beginnt, gerade acht Jahre alt. Sie war die Freude und der Stolz ihrer Eltern, an denen sie wiederum mit zärtlicher Liebe hing. Sie hatte auch sonst kaum noch ein menschliches Wesen, dem sie ihre Zuneigung hätte schenken können; denn außer Vater und Mutter kannte

sie eigentlich nur noch den alten Knecht und Hirten, Namens Samuel.

Fern von dem Lärm und Getriebe der Stadt lag der Bauernhof, wo Johanne ihre Jugend verbrachte, ruhig und friedlich an einsamer Stelle, den selten eines Fremden Fuß betrat, unter hohen, alten Lindenbäumen versteckt. Ebenso ruhig und friedlich war das Leben seiner Bewohner lange Zeit dahingeflossen, bis sich finstere Wolken am Horizonte zu sammeln schienen. Wenigstens hatte Johanne, wenn sie abends mit ihren Eltern um das traulich knisternde Herdfeuer saß, einige Male bemerkt, wie diese mit ernstern, sorgenvollen Mienen miteinander flüsterten. Es mußte irgend etwas Schreckliches in der Luft liegen. Bald bekam Johanne denn auch zu wissen, daß einige ihrer Freunde hatten flüchten und sich in Höhlen und Grotten verstecken müssen, um ihren Feinden, die ihnen auf den Fersen waren, zu entgehen. Wer diese Feinde waren, und warum sie ihre lieben Freunde verfolgten, erfuhr Johanne vorläufig nicht, und nicht daran gewöhnt, neugierige Fragen zu stellen, wagte sie auch nicht, danach zu fragen. Konnte sie ahnen, daß man sie nur deswegen verfolgte, weil sie, gleich ihren Eltern, die Bibel lasen und Gott fürchteten?

Ja, die Bibel wurde in dem einsamen Hause viel und fleißig gelesen. Wenn am Abend alle beisammen waren, wurde sie regelmäßig hervorgeholt, und Worte voll Trost und Lieblichkeit oder auch voll ernster Ermahnung daraus vorgelesen. Hernach kniete man nieder, und der Vater befahl in einfältigem Gebet sich und die Seinigen dem Schutz des Allerhöch-

sten und dankte dem Vater im Himmel für alle am Tage erfahrenen Liebesbeweise; in der letzten Zeit flehte er vor allem auch für die Freunde, die sich in Not und Gefahr befanden.

Die kleine Johanne betete von ganzem Herzen mit; denn obwohl sie noch so jung war, kannte sie doch schon den Herrn Jesum als ihren Herrn und Heiland, dem sie alle ihre Anliegen kundtat. Das Schicksal der unglücklichen, verfolgten Freunde ging ihr ganz besonders nahe.

So vergingen die Wochen. Eines Nachmittags war Johanne allein draußen gewesen, um Blumen zu pflücken. Als sie gegen Abend ein wenig ermüdet nach Hause kam, fand sie niemanden. Das Abendessen stand fertig auf dem Tisch, aber kein Mensch war zu sehen. Hierüber beunruhigte sich die Kleine indessen nicht weiter. Jedenfalls war die Mutter im Stall und der Vater mit dem Fremden, der, wie ich vergessen habe zu erwähnen, seit einigen Tagen auf dem Hofe weilte, in der Scheune. Sie nahm ihr Abendessen, das aus Milch und Brot bestand, schüttete die Milch in eine Kanne und schritt der Scheune zu, wo sie ihren Liebling, die Kaze, mit ihren drolligen Jungen zu finden hoffte.

Nichts Böses ahnend, ging sie über den Platz, an dessen anderem Ende die Scheune lag, als plötzlich eine raue Stimme ertönte und die Worte an ihr Ohr schlugen: „Wohin bringst du das?“

Erschreckt blickte sie auf. Fast hätte sie ihre Kanne fallen lassen, so groß war ihr Entsetzen, als sie sich einem bärtigen Kriegsmann gegenüber sah. Noch größer wurde ihre Angst, als sie wahrte, daß eine



ganze Anzahl Soldaten und Pferde auf dem Platze umherstanden.

„Nach der Scheune, nach der Scheune meines Vaters da drüben“, stammelte das Kind, am ganzen Leibe zitternd.

„Wer ist denn da in der Scheune?“

„Nun, unsere alte Kaze und ihre Jungen“, antwortete Johanne schon etwas beherzter; denn nachdem der erste Schreck überwunden war, kehrte ihr Gottvertrauen allmählich zurück.

„Und wo ist dein Vater?“ — „Vater ist vielleicht auch in der Scheune, und Mutter im Stall.“ — „Und wo ist der Fremde, der bei euch gewesen ist?“ — „Bei meinem Vater.“ — „Das Kind weiß von nichts, soviel ist sicher“, fiel hier einer der umherstehenden Krieger dem Sprecher in die Rede.

Darauf ließ man die Kleine gehen. Mit klopfendem Herzen, denn so viel war ihr aus dem Gespräch klar geworden, daß die Eltern nichts Gutes von den wilden Männern zu erwarten hatten, setzte Johanne ihren Weg zur Scheune fort. Zu ihrer Verwunderung fand sie auch dort keine Menschenseele. Höchst beunruhigt setzte sie sich zu ihrer Kaze, streichelte sie, was diese sich mit behaglichem Schnurren gefallen ließ, und teilte den kleinen Käzchen von ihrer Milch mit.

Sie hatte noch nicht lange bei ihren Lieblingen gefressen, als einige der schrecklichen Soldaten in der Scheune erschienen. Sie schritten an Johanne vorbei, schauten in jeden Winkel, stachen mit ihren Lanzen in die aufgeschichteten Heu- und Strohmassen, und gingen dann wieder hinaus. Zu ihrer großen Erleichterung bemerkte Johanne, wie sie draußen ihre Pferde bestiegen und langsam davonritten. Sie schaute ihnen nach, bis sie ihren Augen entschwunden waren.

Aber eine noch größere Überraschung wartete unserer kleinen Freundin. Als sie wieder in die Scheune

zu ihrer Kasse zurückkehrte, bewegte sich plötzlich einer der Heuhaufen, und wer kam zum Vorschein? Niemand anders als ihr Vater, ihre Mutter und der Fremde. Wie groß das Erstaunen unserer kleinen Freundin bei diesem Anblick war, kann man sich leicht vorstellen. Ihr Erstaunen verwandelte sich indes in nicht geringen Schrecken, als sie vernahm, daß die Soldaten ausgesandt waren, um den Gast zu fangen, und daß, falls man ihn bei ihren Eltern entdeckt haben würde, es diesen jedenfalls samt ihm schlecht ergangen wäre. Zugleich jedoch mußte sie wieder mit den Ihrigen Gott danken, der alle so gnädiglich vor der Gefahr bewahrt und es so gefügt hatte, daß man das Herannahen der Verfolger frühzeitig genug bemerkt hatte, um den Schlupfwinkel im Heu aufsuchen zu können. — —

Einige Tage verstrichen. Noch war keiner der unliebsamen Besucher auf den Hof zurückgekehrt, und man fing an, den gehabtten Schrecken nach und nach zu vergessen. Alles ging seinen gewohnten Gang. Da ereignete sich plötzlich wieder etwas, was Kummer und Betrübniß in dem Bauernhause hervorrief. Diesmal war es allerdings nur ein Brief, der ins Haus gebracht wurde; aber in dem Briefe stand zu lesen, daß Johannens Großvater ernstlich krank geworden sei, und daß, wenn seine Kinder ihn noch lebend zu sehen wünschten, sie unverzüglich an sein Lager eilen müßten.

Das war eine schlimme Nachricht. Die Eltern entschlossen sich denn auch sogleich, zu ihrem sterbenden Vater und Schwiegervater zu reisen, obwohl es ihnen nicht leicht war, bei den unsicheren äußeren Verhältnissen ihr Haus und ihr Kind allein

zu lassen. Der fremde Besucher weilte freilich immer noch bei ihnen, aber er brachte dem Hause statt Sicherheit nur Gefahr. Die Reise war weit und würde voraussichtlich mehrere Tage dauern. Wie vieles konnte sich während ihrer Abwesenheit ereignen! Die Eltern nahmen daher, ehe sie weggingen, ihre Kleine zu sich, erteilten ihr mancherlei Verhaltensmaßregeln und forderten sie auf, das Geheimniß des unter ihrem Dache weilenden Gastes gut zu bewahren. Schließlich gaben sie ihr noch besondere Anweisungen, wie sie für seine Sicherheit sorgen solle für den Fall, daß die Soldaten wiederkämen. Dann nahmen sie herzlich Abschied und reisten ab, nur durch den Gedanken beruhigt, daß alles in Gottes Hand stehe, und daß Er über ihr Kind, den gefährdeten Freund und über Haus und Hof wachen werde.

Johanne hatte sich die Vorschriften und Ermahnungen der Eltern tief zu Herzen gehen lassen, und war fest entschlossen, mit des Herrn Hülfe und im Vertrauen auf Ihn alles daran zu setzen, um den Willen der Eltern gut und treu zu erfüllen. Der Fremde hatte einen guten Schlupfwinkel in einem alten, weiten Schornstein. Dort hielt er sich während des größten Theiles des Tages auf. Seine Nahrung erhielt er durch eine verschließbare Öffnung, die zugleich den Eingang in das Versteck bildete, und welche in die Wand zwischen Schornstein und Kamin gebrochen war. Der Schornstein enthielt jedoch noch einen anderen Ausgang, der in den Küchenschornstein führte, so daß der Fremde in diesen entschlüpfen konnte, wenn das Versteck wirklich entdeckt werden sollte.

Die Sorge der Eltern war nicht unbegründet

gewesen. Es dauerte nicht lange, da erschienen eines Tages die Soldaten wieder. Diesmal schritten sie gleich auf das Haus zu, umzingelten es und begannen, es von oben bis unten zu durchsuchen. Einer trat in das Zimmer, in welchem Johanne gerade war, ergriff das Kind rauh am Arm und rief: „Sag' mir flugs, wo sind dein Vater und deine Mutter?“

„Nach K., um Großvater noch einmal zu sehen, der im Sterben liegt.“

„Aber wo ist denn der Fremde, der bei ihnen war? Komm, gib mir schnell Antwort, oder —“

Damit preßte die harte Faust des Mannes die kleine, zarte Hand des armen Kindes mit solcher Gewalt, daß diesem die Tränen in die Augen traten. Aber sie antwortete nicht.

In diesem Augenblick, bevor sie weiter gefragt werden konnte, schlug der frohlockende Ruf an ihr Ohr: „Räuchert ihn heraus! Räuchert ihn heraus!“

Man hatte auf irgend eine Weise den Schlupfwinkel des Gesuchten entdeckt, und nun machten sich alle daran, in dem Zimmer, in das der alte Schornstein mündete, ein Feuer anzuzünden und so den Gefundenen aus seinem Versteck herauszujagen.

Als der Soldat, der unsere Johanne festhielt, den Ruf vernahm, ließ er das Kind los und eilte zu seinen Kameraden, um sich den „Spaß“ mit anzusehen. Die Kleine konnte ihm ja jetzt auch nichts mehr nützen. Der so lange vergeblich Gesuchte war ihnen sicher.

Raum aber fühlte Johanne sich frei, so schlüpfte sie flink wie ein Wiesel in die Küche, die sie zu ihrer unendlichen Erleichterung leer fand, und öffnete schnell die Klappe zum Schornstein. Einen Augenblick

später kroch der verfolgte Gast daraus hervor und war gleich darauf verschwunden. Johanne lief in die Scheune und versteckte sich im Heu.

Es dauerte natürlich nicht allzulange, da merkten die betrogenen Soldaten, daß der Vogel, den sie schon als sichere Beute betrachtet hatten, entflohen war; auf welche Weise, das war und blieb ihnen ein Rätsel. Am Ende hatten sie sich gar geirrt, und in ihrem Eifer, etwas zu finden, in dem Halbdunkel des alten Schornsteins irgend ein Wesen, das sich dahin verkrochen hatte, für den Gesuchten angesehen. Sie durchforschten noch einmal das ganze Haus, den Hof und die Scheune; einige warfen sich auf ihre Pferde und ritten die Umgebung ab; aber alle ihre Bemühungen blieben ohne Ergebnis. Der Gesuchte und vermeintlich Gefundene war und blieb verschwunden. Was weiter aus ihm geworden ist, vermag ich nicht zu sagen. Als die Eltern unserer Johanne einige Tage später heimkehrten und aus dem Munde ihres Kindes vernahmen, was vorgefallen war, floß ihr Mund über von Lob und Dank gegen den Gott, der so freundlich über ihren Liebling und über den Gast ihres Hauses gewacht hatte. Zugleich konnten sie der Kleinen ihre Anerkennung nicht versagen für die Umsicht, mit welcher sie gehandelt hatte. Sie hatte getan was in ihren schwachen Kräften stand, und Gott hatte sie als Werkzeug benutzt, um einen Seiner treuen Knechte aus der Gewalt seiner wütenden Feinde zu befreien.

Simon, der Zauberer.

(Apostg. 8, 9—24.)

Ich möchte unsere gewohnte Schriftbetrachtung diesmal auf ein kurzes Wort beschränken und nur einige Gedanken über Simon, den Zauberer, äußern, von welchem uns im 8. Kapitel der Apostelgeschichte berichtet wird.

Dieser Mann hatte es verstanden, durch seine listigen Zauberkünste die Bewohner einer Stadt Samarias so für sich einzunehmen, daß ihm alle, „vom Kleinen bis zum Großen“, nachliefen und von ihm sagten: „Dieser ist die Kraft Gottes, genannt die große“. Er war ein besonderes Werkzeug in der Hand Satans, um die Menschen zu betören und zu verführen. Doch Gott gedachte in Gnaden dieser armen, betörten Leute und sandte den Evangelisten Philippus in jene Stadt, um ihr die frohe Botschaft von Jesu zu verkündigen. Jetzt begann der Geist Dessen, der den „Starken“ überwunden und der „Schlange“ den Kopf zertreten hat, zu wirken, und die Ergebnisse waren herrlich. Viele glaubten und wurden getauft; unter ihnen auch — sollte man es glauben? — Simon, der Zauberer. Auch er konnte der gewaltigen Kraft des Evangeliums nicht widerstehen, wurde von dem Wort ergriffen und geriet außer sich über die großen Zeichen und Wunder, die er geschehen sah.

Als die Apostel, die in Jerusalem waren, von diesen Vorgängen in Samaria hörten, sandten sie Petrus und Johannes dorthin, damit sie den Neubekehrten weiter behülflich sein möchten. Diese beteten

für die jungen Gläubigen, legten ihnen die Hände auf, und so empfingen sie den Heiligen Geist. Das war eine wunderbare Sache für die Samariter. Sie hatten geglaubt und waren getauft worden auf den Namen des Herrn Jesu. Nun wurde ihnen allen der Heilige Geist zu teil. Nur einer machte wohl eine Ausnahme, und das war Simon, der Zauberer. Aber hatte er denn nicht auch geglaubt? war er nicht auch getauft worden? Ja, hatte er sich nicht sogar zu Philippus gehalten? Und doch empfing er den Heiligen Geist nicht? Warum nicht? Ach, Simon hatte sich nur mit den Lippen zu der neuen Lehre bekant, gerade so wie es heute Tausende und Millionen tun; aber sein Herz war kalt und gleichgültig geblieben. Die Wunder, die er gesehen, hatten ihn mit Staunen und Verwunderung erfüllt; aber das war auch alles. Sein Herz war unverändert geblieben, seine Gesinnung unerneuert. So konnte ihm denn weder sein Bekenntnis noch die Taufe etwas nützen. Vielleicht hatte er das Christentum auch nur in der Hoffnung angenommen, dadurch später einmal ebensolche Wunder tun zu können wie Philippus, und sich auf diesem Wege einen berühmten Namen zu machen. Vielleicht, ja, man kann wohl sagen, wahrscheinlich, betrachtete er das Christentum nur als ein Mittel zum Gewinn.

Wie wenig sein Herz das verstand, was sein Mund bekante, geht daraus hervor, daß er den Aposteln Geld anbot, damit sie ihm auch die Gewalt gäben, durch sein Händeauflegen anderen den Heiligen Geist mitzuteilen. Wie schrecklich! Um elendes Geld, totes Metall, wollte er die unaussprechlich

koftbare Gabe Gottes kaufen! Das offenbart den ganzen traurigen Zustand seines Herzens. Erschütternd ernst lautet denn auch die Antwort des Apostels Petrus auf dieses Ansuchen: „Dein Geld fahre samt dir ins Verderben, weil du gemeint hast, daß die Gabe Gottes durch Geld zu erlangen sei! Du hast weder Teil noch Loß an dieser Sache, denn dein Herz ist nicht aufrichtig vor Gott. Tue nun Buße über diese deine Bosheit und bitte den Herrn, ob dir etwa der Anschlag deines Herzens vergeben werde; denn ich sehe, daß du in Galle der Bitterkeit und in Banden der Ungerechtigkeit bist.“

Es ist ein ernster Gedanke, daß Gott tief hinein sieht in jedes Menschenherz, daß Ihm nichts, auch nicht der versteckteste Gedanke, verborgen bleibt. Ein Mensch mag durch ein schön lautendes Bekenntnis wohl einen anderen Menschen täuschen, aber Gott nimmermehr. Seinem Auge entgeht nichts. Da mögen noch so gute Taten, noch so schöne Werke, da mag noch so viel menschlich Liebenswürdiges sein, wenn die Gesinnung nicht in Wahrheit erneuert ist, wenn Christus nicht, nach vorausgegangener Buße, ins Herz aufgenommen wurde, so ist alles andere wertlos. Das rechtgläubigste Bekenntnis, die weitestgehende Religiosität nützen nichts. Das Teil eines solchen Bekenners ist, gleich dem Verbrecher, dem Gottlosen und Spötter, in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt.

Wir wissen nicht, was aus Simon, dem Zauberer, geworden ist. Auf die Worte des Petrus erwiderte er: „Bittet ihr für mich den Herrn, damit nichts über mich komme von dem, was ihr gesagt

habt“. Es scheint also, daß sie nur insoweit Eindruck auf ihn gemacht haben, als sie Schreckliches für ihn enthielten. Auch hören wir nicht, daß die Apostel seiner Bitte entsprochen hätten.

Wie dem nun aber auch sei, jedenfalls enthält die Geschichte Simons für uns alle, ob befehrt oder unbefehrt, eine ernste Belehrung. Möchten wir sie verstehen, und möchte Aufrichtigkeit in unseren Herzen gefunden werden, nicht nur in allen irdischen Angelegenheiten, sondern vor allem in unserem Verkehr mit Gott und dem Herrn Jesu Christo! Vergessen wir nicht, daß geschrieben steht: „Denn auch unser Gott ist ein verzehrendes Feuer“.

Die Försterhütte.

Hoch am schön bewaldeten Bergeßhang lag sie, die Försterhütte, ein Bild von Sicherheit und Frieden. Sie schien den Sorgen der Welt so weit entrückt, so hoch über dem Getriebe des Lebens erhaben zu sein, als ob sie wirklich dem Himmel um so und so viele Schritte näher wäre als die Häuser unten im Dorfe. Aber es schien nur so; denn nur die Liebe zu Gott bringt den Menschen dem Himmel näher, sonst nichts.

In der Hütte wohnte Lukas B. mit Dina, seiner Frau. Lukas war Förster oder besser Hüter über ein Stück Wald, der zu einer großen Besizung gehörte. Er wie seine Frau waren schon ziemlich bei Jahren, aber seine Gesundheit und Kraft waren noch ungeschwächt, und auch die Frau hatte noch wenig von der Emsigkeit und Tatkraft ihrer besten Tage verloren.

Bei der Hochzeit der beiden hatte man vorausgesagt, daß in ihrem Eheleben Kampf und Streit eine große Rolle spielen würden; denn Lukas war als mürrischer und verdrießlicher Mensch bekannt, und Dina war zänfisch.

Die ersten Jahre der Ehe waren denn auch in der That recht unglücklich. Allmählich aber begannen die beständigen Pflichten und Mühen einer Mutter einen besänftigenden Einfluß auf Dina auszuüben, so daß sie die üblen Launen ihres Mannes mit mehr Geduld zu ertragen vermochte. Es war nicht etwa Liebe zu Gott und Seinen Geboten, die sie veranlaßte, ihrem Manne unterwürfiger zu sein; ihre Gedanken wurden nur mehr durch ihr geliebtes Kind in Anspruch genommen; so kümmerte sie sich weniger um ihren Mann und achtete nicht auf seine Launen.

Doch Gott hatte Gedanken der Gnade über Dina. Er nahm ihr ihr einziges Kind weg, und dieser Fall, so schmerzlich er an und für sich war, zog gesegnete Folgen für sie nach sich. Diese Folgen zeigten sich allerdings nicht sogleich. Im Gegenteil wies Dina im Anfang jeden Trost zurück und schien gerade so verdrießlich und übellaunig werden zu wollen wie ihr Gatte. In dieser Zeit sandte ihr der Herr einen gottesfürchtigen Freund ins Haus, den sie von ihrer Kindheit her kannte. Er hatte von ihrem Kummer gehört und kam nun, um ihr den einzig wahren Trost zu bringen, den Trost des Evangeliums. Gott segnete den Besuch dieses Freundes. Auf seine Bitte begann Dina unter Gebet das Wort Gottes zu lesen, und jetzt dauerte es nicht mehr lange, da wurde es hell in ihrer verfinsterten Seele. Sie erkannte ihren

verlorenen Zustand und wandte sich im Glauben an Den, der in die Welt gekommen ist, um Verlorene zu suchen und zu erretten. Damit brach eine neue Zeit für Dina an. Wohl konnte sie ihr geliebtes Kind auch jetzt noch nicht vergessen, aber der Schmerz war nicht mehr trost- und hoffnungslos.

Die große Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, blieb natürlich ihrem Manne nicht verborgen. Er nahm sie wahr an ihren Worten, an ihrem ganzen Wesen, an ihrem freundlichen und nicht selten gar heiteren Aussehen, und nicht zum wenigsten an dem Aussehen seiner Wohnung. Doch hatte es auf ihn nur die eine Wirkung, daß er nicht mehr so viel zu tadeln fand wie früher. Zu einem ernsteren Fragen nach der Ursache dieser Veränderung kam es nicht. Der Zustand seines Herzens blieb unverändert.

Dina dagegen wuchs mehr und mehr in der Gnade. Sie hatte keine gleichgesinnte Nachbarin, mit der sie sich über göttliche Dinge hätte unterhalten können. Das nächste Kirchdorf lag mehrere Kilometer weit entfernt, und der Weg dahin war schlecht, im Winter kaum gangbar; aber sie hatte ihre Bibel, und das genügte ihr. Das Wort Gottes war ihre tägliche Speise. Darin fand sie alles, was sie nötig hatte. Da sie in ihrem Hause weniger Arbeit hatte, als ihre tätige und eifrige Natur es wünschte, stellte sie ihre freie Zeit in den Dienst solcher, die irgend einer Hülfe bedürftig waren. Häufig konnte man sie in den Hütten ärmerer Nachbarnsfrauen antreffen, wo sie waschen, nähen und flicken half oder angriff, wie es gerade nottat.

So weilte sie eines Tages in der Wohnung eines anderen Waldhüters, dessen Frau sie geholfen hatte, Kleider für die Kinder anzufertigen. Die Arbeit war beendet, und Dina stand gerade im Begriff, nach Hause zu gehen, als der Mann ihrer Nachbarin eintrat. Er sah sehr niedergeschlagen aus und teilte den beiden Frauen in gedrücktem Tone mit, der neue Besitzer mit seinem Verwalter sei angekommen. Wie er nun für bestimmt gehört habe, sollten verschiedene Stellen wegfallen und eine größere Anzahl der Angestellten entlassen werden, unter ihnen auch er.

Die arme Frau erbleichte vor Schrecken. Das war eine böse, traurige Nachricht. Was sollte nun aus ihnen und ihren zehn Kindern werden, von denen erst drei etwas verdienen konnten?

„Wird Lukas auch entlassen?“ fragte Dina.

„Davon habe ich nichts gehört“, antwortete der Befragte.

Als Dina nach Hause kam, war ihr Mann schon da und wartete auf sie. Er war in einer keineswegs rosigen Laune, zunächst weil er dieselbe Nachricht für sich bekommen hatte wie sein Kamerad, und dann weil seine Frau bei seiner Rückkehr nicht daheim gewesen war. Ärgerlich sagte er ihr, sie solle sich lieber um ihre eigenen Sachen kümmern, als sich bei anderen Leuten herumtreiben.

Dina antwortete nicht. Schweigend bereitete sie ihm sein Abendessen und setzte sich dann mit dem Strickstrumpf ans Fenster. Ihre Gedanken weilten noch immer bei Johannes, dem anderen Waldhüter, und bei seiner Familie. Sie konnte die bekümmerten, niedergeschlagenen Gesichter der armen Leute

nicht vergessen. Johannes hatte gesagt, er kenne keinen Menschen, der ein gutes Wort für ihn bei dem Gutsherrn einlegen könne, und nun überlegte sie hin und her, ob sie nicht vielleicht jemanden wisse, der dazu bereit und geeignet sei. Endlich fiel ihr der Pfarrer ein. Das war ein lieber, freundlicher Herr und nach ihrer Meinung der rechte Mann für eine solche Aufgabe; er würde sich auch sicher dazu bereit finden lassen. Wer aber sollte die Sache dem Herrn Pfarrer mitteilen? Johannes? Er würde kaum den Mut dazu haben. Er war ein wackerer, aber sehr ängstlicher und leicht verwirrter Mann. Plötzlich kam ihr der Gedanke, sie wolle selber gehen. Sie hatte Zeit und fürchtete sich auch nicht. Ja, ja, das würde das Beste sein. Mit diesen Gedanken ging sie zu Bett.

Am nächsten Morgen konnte sie kaum die Zeit erwarten, bis Lukas das Haus verließ. Sobald er außer Sicht war, hing sie ihr rotes Umschlagtuch um, setzte ihr schwarzes Mützchen auf und machte sich auf den Weg. Das Pfarrhaus lag eine gute Stunde entfernt, und der Weg führte an der Kirche vorbei. Sie ging so rasch, daß sie, als sie die Kirche erreichte, einen Augenblick ausruhen mußte, um wieder zu Atem zu kommen. Sie hatte sich gerade auf die niedrige Kirchhofsmauer gesetzt, als ein junger Mann in einfacher Jägertracht des Weges kam. Bei ihrem Anblick blieb er stehen und sagte lächelnd: „Guten Morgen, Mütterchen. Sie haben wohl schon einen langen Weg hinter sich, wie?“

„Nicht gerade lang, aber er war ein wenig anstrengend“, antwortete Dina, der diese Anrede am ganzen Herzen wohlthat, ebenso freundlich.

„Wollen Sie in die Kirche?“ fragte der junge Mann mit demselben Lächeln weiter.

„Nein, was sollte ich in dem leeren Raum anfangen? Aber so Gott will, hoffe ich morgen hinzugehen und Ihm für das, was Er heute an mir tun wird, zu danken.“

„Was wird Er denn heute an Ihnen tun?“ forschte der junge Mann, der sich sehr für die alte Frau zu interessieren schien.

„Ich glaube, daß Er mein Gebet erhören und meine Absicht gelingen lassen wird“, war die Antwort.

„Werden Sie denn auch zur Kirche gehen, wenn Gott Ihr Gebet nicht erhört?“

„Ja, sicherlich! In irgend einer Weise wird Gott in dieser Sache einen Ausweg schaffen. Und dafür muß ich Ihm doch danken!“

„Gut gesprochen“, entgegnete der junge Mann. „Haben Sie noch einen weiten Weg?“

Dina teilte ihm Ziel und Zweck ihres Ganges mit. „Sie sehen“, fügte sie hinzu, „wir armen, geringen Leute können nichts machen ohne einen tüchtigen Fürsprecher.“

„Wollen Sie nicht lieber gleich zu meinem Herrn gehen anstatt zum Pfarrer?“ fragte der junge Mann.

„O, wo denken Sie hin!“ rief Dina erschrocken aus. „Ich weiß ja gar nicht, wie man zu einem solchen Herrn sprechen muß.“

„Ich glaube nicht, daß Sie dabei etwas verlieren werden. Er ist doch auch nur ein Mensch wie Sie.“

„Das ist allerdings richtig“, entgegnete Dina nachdenklich. „Aber nein, er würde mich ja gar nicht anblicken.“

„Das glaube ich doch“, antwortete der Fremde. „Versuchen Sie es wenigstens einmal. Das Schloß ist nicht weiter entfernt, als das Pfarrhaus auch.“

„Ich weiß den Weg nicht“, wandte Dina ein.

„Ich gehe gerade dahin“, entgegnete ihr Begleiter.

„Nun, dann will ich gehen. Wie wunderbar sich doch alles trifft! Aber sagen Sie mir doch, Sie sind wohl auch bei unserem gnädigen Herrn angestellt?“

„Das bin ich freilich.“

„Und haben eine gute Stelle?“

„Nun ja, ich denke. Es kommt darauf an, wie ich mich führe.“

„In dieser Beziehung brauchen Sie sich keine Sorge zu machen“, meinte Dina. „Sie werden sich gut führen, das sagt mir Ihr Blick und Ihr ganzes Wesen. Ich habe Sie lieb gewonnen, sobald ich Sie sah und Sie mich Mütterchen nannten.“ Dabei füllten sich ihre Augen mit Tränen.

Als sich die beiden dem Park näherten, ritt ein Diener in glänzender Livree vorbei. Da jedoch ein dichtes Gebüsch sie gerade verdeckte, bemerkte er das seltsame Paar nicht.

„D“, rief Dina, „das ist sicher der gnädige Herr.“

„Nein, nein“, antwortete ihr Begleiter lachend.

„O weh“, sagte Dina ganz erschrocken, „wie muß dann erst mein gnädiger Herr aussehen? Ich werde sicher kein Wort hervorbringen können.“

So nahten sie dem Parkeingang, und auf nochmaliges Zureden des jungen Mannes wagte Dina es denn einzutreten. Ihr Begleiter, der, wie er sagte

einen anderen Weg einschlagen mußte, verabschiedete sich hier von ihr, nachdem er ihr noch genaue Anweisungen erteilt hatte.

So wanderte nun die arme Dina allein durch den großen Park. Ihr Mut sank immer tiefer, und sicher würde sie doch noch unverrichteter Sache umgekehrt sein, wenn ihr nicht ein Diener begegnet wäre, der sie nach ihrem Begehr fragte und sie dann sogleich ins Schloß führte.

Durch ein mächtiges Portal traten sie in das Gebäude ein. Neue Befangenheit ergriff unsere Freundin, und als sie die nie gesehene Pracht rund umher erblickte, wurde sie ganz verwirrt. Eine breite, mit Standbildern geschmückte und mit weichen Teppichen belegte Freitreppe führte in die oberen Stockwerke. Vor den hohen Fenstern hingen schwere, goldgestickte Vorhänge. Blumenvasen mit den herrlichsten Pflanzen standen in Nischen und Erfern. Kurz, es war eine Herrlichkeit, wie die einfache Frau sie nie geträumt hätte. Schließlich wurde Dina in ein Zimmer geführt, das einfacher und gemütlicher war als alles, was sie bis dahin in dem Schlosse gesehen hatte.

Ein ehrwürdig aussehender Herr in schwarzem Anzuge saß schreibend an einem Tische, während ein junger Mann, dessen Gesicht Dina nicht erkennen konnte, in einiger Entfernung vor einem Pult stand.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Herr in Schwarz in freundlichem Ton.

„Dina, zu dienen, Herr Graf“, antwortete sie knickend.

„Ich meine den Namen Ihres Mannes“, entgegnete der Herr lächelnd.

„Lukas, Herr Graf; aber wenn der Herr Graf erlauben, ich komme nicht feinewegen.“

„Nicht? Was führt Sie denn hierher?“

„Es betrifft einen armen Nachbar von uns, den Waldhüter Johannes, der eine Frau und zehn Kinder hat“, antwortete Dina.

Der Herr sah in einer Liste nach, und sagte dann: „Ich muß aber auch Ihren Namen wissen — ich meine Ihren Familiennamen.“

„Dina W., Herr Graf.“

Wieder sah der Herr in der Liste nach, dann legte er seine Feder hin und fragte: „Und was haben Sie über Johannes zu sagen?“

Nachdem Dina die Erfahrung gemacht hatte, daß es doch nicht ganz so schlimm war, mit einem Grafen zu sprechen, wie sie gemeint hatte, faßte sie Mut und brachte ihr Anliegen in rührender Form vor.

„Nun, ohne Zweifel ist Johannes zu bemitleiden“, sagte der alte Herr, nachdem sie geendigt hatte, „aber andere müßten dann schließlich auch berücksichtigt werden. Sie müssen wissen, daß der Wald in Zukunft in anderer Weise beaufsichtigt werden soll wie bisher. Es sollen Zäune angelegt werden, und da haben wir nicht mehr so viele Waldhüter nötig.“

Dina vermochte nicht gleich alles zu fassen, was der Herr gesagt hatte. Nur fühlte sie, daß ihre Sache nicht günstig stand, und schwieg.

„Hat Johannes irgendwelche besonderen Ansprüche, die er geltend machen könnte, um seine Stelle zu behalten?“ fragte der Herr nach einer Pause weiter.

„O Herr Graf!“ erwiderte Dina, „wenn er An-
sprüche zu erheben hätte, dann wäre ich sicherlich
heute nicht hergekommen, um für ihn zu bitten.“

„Dann geschähe es also nur aus Mitleid, wenn
man ihn behielte?“

„Ganz allein; und wenn der Herr Graf es aus
diesem Grunde tun, so kann ich Ihnen nur von
ganzem Herzen zu der Freude Glück wünschen, welche
diese Wohltat dem Herrn Grafen bereiten wird.“

„Nun, er soll seine Stelle behalten“, sagte der
alte Herr, indem er etwas auf ein Stückchen Papier
schrieb.

Dina weinte vor Freude und vermochte kaum
ihren Dank zu stammeln.

Sie wollte nun gehen, als der Herr sie mit den
Worten zurückhielt: „Aber wissen Sie nicht, daß Ihr
eigener Mann auch entlassen werden soll?“

„Man hat es mir gesagt.“

„Warum bitten Sie denn nicht für ihn?“

„Ich würde es vielleicht getan haben, Herr
Graf, wenn der arme Johannes es nicht nötiger
gehabt hätte. Wir haben keine Kinder und können
beide noch tüchtig arbeiten. Wenn man uns ent-
läßt, werden wir, denke ich, auf andere Weise auch
noch unseren Unterhalt finden.“

„Aber würden Sie nicht gern bleiben?“

„Ja, das würden wir. Wenn der Herr Graf
uns dieselbe Gunst erweisen wollten, so wäre es heute
ein glücklicher Tag für uns beide.“

„Was sagen Sie dazu, Herr Graf?“ wandte
sich hier der Herr in Schwarz zu dem jungen Manne
hinter ihm. Der drehte sich lächelnd nach der alten

Frau um, die ihn stumm vor Staunen ansah; denn wer stand vor ihr? Niemand anders als der junge Mann, der sie so freundlich begleitet hatte.

„Nun, ich denke, wir müssen Lukas auch behalten um seiner Frau willen“, antwortete er.

Dina fand keine Worte, um ihren Dank auszudrücken. Es war ihr ganz wirr im Kopf.

„Der Herr Graf wollen mir verzeihen“, brachte sie endlich mühsam hervor, „daß ich vorhin gesprochen habe, als ob der Herr Graf meinesgleichen wären, aber —“

Doch der junge Mann unterbrach sie mit der beruhigenden Versicherung, daß der Gang mit ihr ihm viel Vergnügen gemacht habe, und daß er sie am Sonntag in der Kirche zu sehen hoffe, wo der geeignete Platz sei, um zu danken.

Nachdem Dina nun noch auf Befehl ihres hohen Gönners ein kräftiges Frühstück bekommen hatte, verließ sie das Schloß. Das Herz war ihr so voll, und immer wieder mußte sie ihrem Gott und Vater danken für Seine gnädige Führung. Hatte Er doch über Bitten und Verstehen getan.

Als sie nach Hause kam, saß ihr Mann schon mit seiner Pfeife am gewohnten Platz. Sie begrüßte ihn und meinte, er würde besser tun, Holz für ihren winterlichen Bedarf zu spalten, als müßig dazusitzen; denn sie würden in ihrem Häuschen wohnen bleiben. Überrascht schaute er auf. „Was sagst du da?“ fragte er; „woher weißt du das denn so sicher?“

„Weil — weil — nun, ich bin sicher, daß es so sein wird“, stotterte Dina. Sie besaß nicht Mut genug, um ihrem Mann die ganze Wahrheit zu bekennen,

denn sie wußte, er würde sehr ärgerlich werden, wenn er hörte, daß sie zu dem Grafen gegangen sei.

„Nun, wenn du mehr nicht weißt“, meinte er verdrießlich, „dann will ich vorläufig das Holz ruhig lassen, wo es ist.“

Es wurde Dina schwer, ihre Freude für sich zu behalten, aber sie hielt es für klüger so. Am Abend saßen die beiden Gatten, schweigsam wie gewöhnlich, beieinander, er in seiner gewohnten Laune, sie mit gemischten Gefühlen im Herzen. Plötzlich wurde laut an die Tür geklopft.

„He, Johannes, noch so spät?“ rief Lukas, als er geöffnet hatte; „was gibt's denn?“

„Gute Nachricht, Kamerad! Durch die Bemühungen eines Freundes, der bei unserem Herrn Fürsprache für uns eingelegt hat, dürfen wir beide in Haus und Stellung bleiben, selbst wenn wir als Waldhüter in Zukunft nicht genug zu tun haben sollten. Soeben wurde mir ein Brief vom Verwalter gebracht. Da dachte ich, ich wollte dir die gute Kunde doch noch eben mitteilen. Gute Nacht!“

„Das war hübsch von Johannes“, meinte Lukas, als er mit seiner Frau wieder allein war, „so spät noch herzukommen und uns die Sache mitzuteilen.“

„Er wird dafür auch umso besser schlafen“, entgegnete Dina.

Lukas erfuhr auch in der Folge nichts von dem, was Dina für ihn und Johannes getan hatte; wohl aber der letztere. Seine Dankbarkeit war groß, und er suchte sie dadurch an den Tag zu legen, daß er Lukas und seiner Frau allerlei kleine Dienste erwies. Dies machte auf Lukas einen tiefen Eindruck,

umsomehr weil er den Grund nicht kannte, weshalb Johannes jetzt so besonders freundlich war. Unwillkürlich mußte er Vergleiche ziehen zwischen sich und seinem Kameraden, der eigentlich doch viel mehr Grund hatte zu klagen und übler Laune zu sein als er. Woher mochte es doch wohl kommen, daß Johannes so ganz anders war wie er? Er wußte, daß er viel in der Bibel las, gerade so wie seine Dina es machte. Auch wußte er, daß das Wesen seiner Frau ein ganz anderes geworden war, seitdem sie es tat. So kam er allmählich zu dem Schluß, daß die Bibel doch ein gutes Buch sein müsse, wohl wert, es zu lesen.

Keine Wolke ist so dick, daß Sonne und Licht nicht hindurchzudringen vermöchten. Das erwies sich auch hier. Eines Tages erlaubte Lukas seiner Frau, ihm etwas aus der Bibel vorzulesen. Sie war überglücklich. Aber es sollte noch besser kommen. Nach einiger Zeit begann Lukas selber zu forschen, und unter Gottes Gnade kam es dahin, daß Dina mit Lob und Dank gegen ihren himmlischen Vater anerkennen durfte, daß ihre Bemühung der Liebe für den Nachbar ihrem eigenen Hause zehnfältigen Segen gebracht hatte.

Ein Jahr oder zwei gingen vorüber. Lukas und seine Frau saßen eines Tages gerade beim Mittagessen, als es klopfte. Lukas öffnete. Ein Fremder stand draußen und bat um einen Trunk Milch.

„Mit Vergnügen, Freund“, rief Dina, welche die Bitte des Fremden von innen gehört hatte. Schnell füllte sie eine Schüssel mit Milch und brachte sie mit freundlichem Gruße hinaus.

„Kennen Sie mich nicht mehr, Mütterchen?“ fragte der Fremde mit einem ihr nur zu gut bekannten Lächeln. Fast wäre die Schüssel ihren Händen entglitten.

„S'ist der gnädige Herr selbst!“ konnte sie nur hervorbringen, hatte aber doch noch Überlegung genug, um Lukas' Kopf mit kräftigem Druck in die richtige Haltung zu bringen und selbst ehrerbietig zu knicksen.

Jedoch dauerte die Verwirrung der beiden Eheleute nicht lange. Die Freundlichkeit des Grafen benahm ihnen bald alle Scheu. Er ließ sich mit ihnen in ein längeres Gespräch ein, und jetzt endlich kam die ganze damalige Unterredung Dinas mit dem gnädigen Herrn an die Öffentlichkeit. Das Erstaunen des guten Lukas erreichte den Höhepunkt. Er konnte es kaum glauben, daß Dina soviel Mut gehabt haben sollte.

„Ja, Lukas, ich will es Ihnen verraten“, sagte der Graf nachher zu unserem Freunde, der ihn noch ein Stück Weges begleitete, „es war die Frömmigkeit Ihrer Frau, die mich zu dem Entschluß brachte, Sie zu behalten. Ich war sicher, daß das nur Segen bringen würde.“

Meine Geschichte ist zu Ende. Es erübrigt nur noch zu sagen, daß Lukas seiner Frau immer mehr eine Hülfe wurde bei ihren Liebesdiensten an Armen und Schwachen. Denn ihre Herzen waren nunmehr eins in der Furcht Gottes und in der Liebe zu ihrem Herrn. Jetzt war auch in Wahrheit das kleine Haus oben am Bergeshang dem Himmel näher als viele andere schönere und größere Gebäude im Tale.

Ein Tag der Überraschungen.

Alle, welche im Werke des Herrn als Evangelisten tätig waren oder noch sind, haben wohl schon die Erfahrung machen müssen, daß es in ihrem Dienste Tage und Wochen gab, wo sie wie „auf Felsen pflügten“, während zu anderer Zeit, vielleicht gerade dann, wenn sie es am wenigsten erwarteten, ihre Arbeit von reichem Segen gekrönt wurde. Der Herr hat eben für alles Seine Zeit. Und wenn der Knecht des Herrn das im Auge behält, wird er nicht den Mut verlieren, wenn er einmal wenig Frucht von seiner Arbeit sieht, sondern wird seinen Glaubensblick unverrückt auf den Herrn gerichtet halten. Sein Vertrauen wird auch sicherlich nicht beschämt werden.

In dem Folgenden möchte ich einige köstliche und ermutigende Erfahrungen aus dem Leben eines bekannten englischen Evangelisten mitteilen, der als einfacher Bergmann erst längere Jahre in einem großen Kohlenbergwerk gearbeitet hat, dann bekehrt wurde und sich nun von Gott berufen fühlte, als Arbeiter in Seinen Weinberg hinauszugehen. Mit Treue und Hingebung hat er viele Jahre das Evangelium seines teuren Herrn und Heilandes verkündigt, und er durfte reiche Frucht ernten. Doch lassen wir ihn selbst erzählen:

Ich erinnere mich eines Tages aus meinem Leben, so berichtet er in einer seiner Schriften, der in Wahrheit „ein Tag der Überraschungen“ genannt

zu werden verdiente. Es war ein Tag, der trübe anfang, aber jedenfalls nur, damit die reichen Segnungen Gottes in umso hellerem Glanze hervorstrahlen möchten, und damit Ihm alle Ehre und der gebührende Dank zu teil werde.

Mit sorgenvollem Herzen erhob ich mich mit meiner Frau an jenem Morgen von dem Lager. Den ganzen vorigen Tag hatten wir so gut wie nichts gegessen, da in unserer Kasse völlige Ebbe eingetreten war. Zudem hatte ich eine Einladung nach London erhalten, der ich, wenn eben möglich, folgen mußte. Aber womit sollte ich die Reise dorthin bezahlen, da ich nicht einmal ein Stück trockenes Brot für meine Familie besaß?

Wir setzten uns jedoch, als ob alles in Ordnung wäre, um den Frühstückstisch; meine Frau nahm das kleinste Kind auf den Schoß, ich nahm die Bibel zur Hand, las ein Kapitel vor, und dann knieten wir nieder, um unserem treuen Gott und Vater für all Seine Liebe und Treue zu danken, und um Ihm alles zu sagen, was uns auf dem Herzen lag. Als ich eine kurze Pause in meinem Gebet machte, lief mein kleiner Junge zu mir hin, erfaßte meinen Arm und sagte:

„O Papa, bete doch nicht so lange! Ich habe so großen Hunger. Bitte, gib mir etwas zu essen! Hinterher kannst du ja beten, aber jetzt bin ich so sehr hungrig!“

Darauf lief er zu seiner Mutter und bat unter Tränen: „Mama, sage Papa doch, er solle aufhören zu beten. Laß uns jetzt lieber essen; ich bin so hungrig.“

Dann kam er wieder zu mir, legte sein Köpfchen an meine Wange, und ich fühlte seine Tränen. O wie diese Tränen mir ins Herz brannten! Noch heute fühle ich sie.

Was blieb mir unter diesen Umständen übrig, als weiter zu beten, als inbrünstig, unter Tränen zu meinem Gott zu schreien, und Seine Hülfe, Seinen Beistand anzuflehen, kindlich und freimütig, gerade so wie mein kleiner Junge es eben noch mir gegenüber gemacht hatte! So sagte ich Ihm alles, und mein Herz wurde gestärkt und ermutigt, ja, ich war der festen Zuversicht, daß Rettung nicht mehr fern sei. Aber daß der Herr so über Bitten und Verstehen tun würde, wie Er getan hat, das hätte ich doch nicht zu hoffen gewagt.

Ich lag noch auf meinen Knien, als kräftig an die Tür geklopft wurde. Schnell richtete ich mich auf und öffnete. Der Postbote trat ein und überreichte mir einen eingeschriebenen Brief. Ich unterschrieb die Postquittung, und als der Bote sich entfernt hatte, öffnete ich das Schreiben. Und was enthielt der Brief? Eine Banknote von nicht weniger als 5 Pfund Sterling (100 Mark), eine Gabe, die mir von einem mir unbekanntem Christen zugesandt wurde. Daß wir gleich noch einmal niederknieten, um unserem Gott und Vater für Seine wunderbare Hülfe zu danken, brauche ich wohl nicht besonders zu erwähnen. Jetzt hatte meine Familie zu essen, und ich konnte unbehindert nach London fahren.

Ich begab mich denn auch, nachdem ich meinen Hunger gestillt hatte, schnellen Schrittes zur Bahn. Am Bahnhof vernahm ich indessen, daß der Zug,

den ich hatte benutzen wollen, bereits fort sei, und so mußte ich, wollte ich noch zur rechten Zeit am Ziele ankommen, den Schnellzug benutzen, dafür aber eine Fahrkarte zweiter Klasse lösen. Das war mir natürlich recht unangenehm, da es die Fahrt bedeutend verteuerte; aber was wollte ich machen? So nahm ich es denn aus der Hand des Herrn an.

Bald lief der Schnellzug in die Bahnhofshalle ein. Suchend ging ich an den Wagen entlang, um mir einen guten Platz auszuwählen. Schon wollte ich in ein Abteil einsteigen, in welchem mehrere junge Leute saßen, als ich mich besann und weiterging. Ein etwas ruhigeres Plätzchen war mir doch lieber.

Ich fand auch bald das Gesuchte, ein Abteil, in welchem nur ein schon älterer Herr saß. Er schien sich darüber zu freuen, daß er Gesellschaft bekam, und begrüßte mich freundlich. Als der Zug sich in Bewegung setzte, begann er, anknüpfend an einen Zeitungsbericht, den er gerade gelesen hatte, ein Gespräch über Politik. Wir unterhielten uns eine Zeitlang hierüber, bis ich das Gespräch mit dem Vorschlag unterbrach, diesen Gegenstand, der für mich von nur geringem Werte sei, fallen zu lassen und einen anderen, besseren, dafür zu wählen. Mein Mitreisender stimmte freundlich zu und bat mich, ihn zu bestimmen.

„Sprechen wir denn miteinander über die Liebe Gottes!“ antwortete ich, während ich in der Stille den Herrn bat, mir die Kraft zu geben, ein Zeugnis für Ihn abzulegen. Der alte Herr faltete alsbald seine Zeitung zusammen, setzte seinen Hut ab

und fragte halb verwundert: „Was wissen Sie denn von der Liebe Gottes? Kennen Sie Ihn?“

„Ja, ein wenig“, entgegnete ich; „ich weiß, daß Gott mich so liebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für mich dahingab, damit ich von meinen Sünden befreit und errettet werden möchte.“

„Gott sei gepriesen!“ rief da mein Mitreisender erfreut aus, „ich bin auch Sein Eigentum!“

Jetzt war es keine Frage mehr, worüber wir uns zu unterhalten hatten. Wir erzählten einer dem anderen davon, was wir von der Liebe Gottes wußten und erfahren hatten. Darauf knieten wir, da wir ganz allein in unserem Abteil waren und keine Störung zu befürchten hatten, nieder und dankten unserem treuen Herrn für all Seine Liebe, auch dafür, daß Er uns diese Begegnung geschenkt hatte. Dann sangen wir ein Lied zusammen.

Hernach, als wir eine Zeitlang, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, still neben einander gesessen hatten, fragte mein Nachbar nach meinem Namen. Ich nannte ihn, hätte aber nie geglaubt, daß derselbe eine solche Wirkung hervorzubringen vermocht hätte, wie es jetzt geschah. Das Gesicht meines Mitreisenden strahlte nämlich mit einem Male förmlich vor Freude. Dann steckte er seine Hand in die Tasche, zog eine reichgefüllte Börse hervor und bot sie mir mit den Worten an: „Gott segne Sie, teurer Freund! Sie würden mir eine große Freude bereiten, wenn Sie dies von mir annehmen wollten.“

Im ersten Augenblick mußte ich vor Erstaunen nicht, was ich auf dieses seltsame Anerbieten ant-

worten sollte. Wie kam dieser Mann, den ich meines Wissens noch nie im Leben gesehen hatte, dazu, mir ein solches Geschenk anzubieten? Als ich mich endlich so weit gefaßt hatte, um meine Gefühle und Gedanken in Worte kleiden zu können, gab ich meinem Erstaunen über sein Tun unverhohlenen Ausdruck. Aber er fiel mir in die Rede mit der Frage:

„Erinnern Sie sich nicht, daß Sie seiner Zeit in Liverpool Evangelisations-Versammlungen gehalten haben?“

„Sicher“, entgegnete ich, „dessen entsinne ich mich noch sehr wohl.“

„Nun, dann will ich Ihnen aus jener Zeit etwas erzählen.“ Seine Stimme zitterte, als er das sagte. Dann teilte er mir Folgendes mit:

„Ich habe einen Sohn, der mir damals viel Kummer und Verdruß bereitete. Er war in Liverpool, wo wir wohnten, in schlechte Gesellschaft geraten und schließlich so tief gesunken, daß er es den Schlimmsten gleichtat. Sein einziger Gedanke war, sich Geld und nochmals Geld zu verschaffen, um dies mit seinen gleichgesinnten Kameraden durchzubringen. Da wir ihm selbstverständlich nicht so viel gaben, wie er haben wollte, um seinen bösen Leidenschaften frönen zu können, nahm er es sich, wo er es bekommen konnte. Auf diese Weise wurden wir fortgesetzt von ihm bestohlen.“

„Da kamen Sie nach Liverpool, und eines Abends verfiel er auf den Gedanken, eine Ihrer Versammlungen zu besuchen, um, wie er sagte, einmal zu hören, was für Neuigkeiten Sie zu bringen hätten. So ging er hin. Daß unsere heißen Gebete

ihn begleiteten, brauche ich Ihnen nicht zu versichern. Und siehe da, was wir kaum für möglich gehalten hätten, geschah. Er wurde durch eines Ihrer Worte tief getroffen, geriet in große Seelennot, und das Ende war — er wurde wahrhaft bekehrt. Die Veränderung, die mit ihm vorging, war durchgreifend. Wer ihn vordem in seinem wüsten Leben gekannt hatte, kannte ihn nicht wieder. Ja, ich darf sagen, er ist in Wahrheit ein neuer Mensch geworden, der in dem Lichte Gottes wandelt und für uns eine Ursache ist zur Freude und zu beständigem Lob und Dank gegen Gott. Seitdem habe ich immer gewünscht, Sie, der Sie in Gottes Hand das Mittel zu seiner Bekehrung waren, persönlich kennen zu lernen und Ihnen diese Geldbörse, die ich seit der Bekehrung meines Sohnes beständig bei mir trage, zu überreichen. Ich hätte Sie schon aufgesucht, aber Ihre Adresse war mir unbekannt. Jetzt werden Sie verstehen, wie glücklich ich bin, Sie hier so unerwartet zu treffen. Bitte, nehmen Sie das Geld an. Es ist nur ein geringes Dankopfer, das ich meinem Gott und Vater bringen möchte für all das Wunderbare, das Er an meinem Sohne und damit auch an uns getan hat.“

Bewegt und dankbar nahm ich jetzt die reiche Gabe an. Sie war mir ein neuer Beweis von der alle menschlichen Erwartungen weit übersteigenden Güte und Barmherzigkeit Gottes. Wie ist doch Seine Gnade so überströmend groß! Dennoch war dies noch nicht die letzte Überraschung, die mir an diesem Tage zu teil werden sollte. Unser reicher Gott und Vater hat ja der Segnungen so viele und große.

Das sollte ich heute in ganz besonderer Weise erfahren. Ich mußte in St. umsteigen. Nachdem ich also von meinem Begleiter, der mir in so kurzer Zeit teuer geworden war, herzlich Abschied genommen hatte, stieg ich aus und nahm den Zug nach W. —

In dem Abteil des Wagens, in welchen ich einstieg, saßen zwei Seeseute und eine einfach gekleidete Frau. Die beiden jungen Leute befanden sich in sehr angeregter Unterhaltung, und ich hörte sie zu meinem großen Leidwesen öfter den Namen Gottes mißbrauchen.

Eine Zeitlang sagte ich nichts, dann aber konnte ich es nicht länger aushalten. Ich fühlte, hier war ein Zeugniß notwendig. So wandte ich mich an einen der beiden mit den Worten:

„Erlauben Sie mir eine höfliche Bitte, junger Freund! Seien Sie doch so gut und schmähen Sie meinen Vater nicht länger!“

„Ich Ihren Vater schmähen?“ rief er höchst erstaunt. „In meinem ganzen Leben habe ich noch kein Wort über Ihren Vater gesprochen. Ich kenne ihn ebensowenig, wie ich Sie selbst kenne. Oder, John, kennst du ihn vielleicht?“

Der Angeredete schüttelte lachend den Kopf und sagte: „Woher sollte ich ihn kennen?“

„Das ist wirklich sehr traurig für Sie“, fuhr ich ernst fort. „Denn ich kann Ihnen versichern, wenn Sie meinen Vater künnten, würden Sie ihn auch lieb haben. So möchte ich Sie denn nochmals freundlich bitten: Schmähen Sie ihn nicht länger!“

Die beiden jungen Leute sahen sich und dann wieder mich erstaunt an. Sie hatten offenbar keine Ahnung

davon, wohinaus ich wollte. Ich ließ sie nicht lange im Unklaren. Indem ich beide bei der Hand faßte und ihnen ernst ins Auge blickte, erzählte ich ihnen von der Liebe Gottes. Sie hörten mir ruhig und aufmerksam zu, und meine Worte blieben offenbar nicht ohne Eindruck auf sie. Als ich endlich schwieg, sagte der eine von ihnen: „Meine Mutter, die sehr an mir hing, hat auch oft gerade so mit mir gesprochen, wie Sie es jetzt tun. Sie ruht längst im Grabe; aber ehe sie starb, hat sie Gott gebeten, mich zu segnen. Es war ein glückliches Sterbebett. O könnte ich doch auch einst so glücklich sterben!“

Bewegt schaute er eine Zeitlang zum Fenster hinaus. Dann wandte er sich wieder zu mir und fragte: „Glauben Sie, daß Gott einen so großen Sünder, wie ich bin, noch retten kann und will?“

„Wir wollen Ihn darum bitten“, entgegnete ich. Damit kniete ich im Wagen nieder, und beide Seeleute folgten meinem Beispiel. Inbrünstig flehte ich zu Gott, Er möchte doch den Glauben an Seine Vaterliebe in die Herzen der beiden jungen Männer senken und in ihnen beiden das Gefühl von ihrem sündigen, verlorenen Zustande wecken und zugleich wahre Reue wachrufen. Hinterher unterhielt ich mich noch längere Zeit mit ihnen, und als ich ausstieg, hatte ich die feste Überzeugung, daß Gott ein Werk in ihnen begonnen hatte. Ich darf, Gott sei dafür gepriesen! hinzufügen, daß meine Hoffnung in Erfüllung gegangen ist. Von beiden durfte ich später hören, daß sie mit Freimütigkeit den Namen Jesu bekant haben; ja, einer von ihnen ist noch heute als Missionar unter den Heiden wirksam.

In W. mußte ich abermals umsteigen. Auch die Frau, die mit uns in demselben Abteil gefessen hatte, stieg aus und folgte mir. Als ich mich nach ihr umwandte, faßte sie Mut und fragte mich schüchtern, ob ich nicht der und der sei. Ich bejahte die Frage, und darauf sagte sie, schon mutiger: „Ja, ich hatte es mir gedacht, als ich Sie vorhin mit den zwei Matrosen über Gottes Liebe sprechen und hinterher beten hörte. O ich bin so froh über diese Begegnung. Aber sagen Sie mir, bitte, erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie vor einigen Jahren in B. gepredigt haben?“

„Sicherlich tue ich das“, antwortete ich, ganz begierig zu hören, was diese Frau nach so langer Zeit von jenen Versammlungen zu berichten habe.

„Der Herr segne Sie!“ rief sie in tiefer Bewegung, indem sie mir herzlich die Hand drückte; dann begann sie, während wir langsam miteinander auf dem Bahnsteig auf- und abwandelten, ihre Geschichte.

„Als Sie seiner Zeit in B. das Evangelium verkündigten, war ich namenlos unglücklich und so arm, daß ich für meine Kinder oft nichts zu essen hatte. Betten hatten wir nicht; wir alle mußten auf Stroh schlafen. Mein Mann war im Gefängnis gewesen und wurde gerade zu jener Zeit entlassen. Aber als er nach Hause zurückkehrte, befand er sich in einer Verfassung, daß er mehr einem Teufel als einem Menschen glich. Wir sahen ihn mit Schrecken wieder.

Doch was geschah? Eines Tages las er draußen eine Ankündigung Ihrer Vorträge; und als er ins Haus trat, hörte ich ihn zu sich selbst sagen: Das ist sicher derselbe W., der früher mit mir im Berg-

werk gearbeitet hat. Den möchte ich doch einmal hören.“

Weiter sagte er nichts. Eine Begrüßung kannte er ja schon lange nicht mehr. Ich war schon froh, daß er nicht sogleich zu fluchen und zu schimpfen begann. Am Abend führte er seinen Plan aus und ging in die angekündigte Versammlung. Die Stelle, über welche Sie sprachen, war: „Der Lehrer ist da und ruft dich“. (Joh. 11, 28.) Mein Mann wurde durch Ihren Vortrag tief getroffen.

Am demselben Abend saß ich vor Furcht zitternd in meiner kleinen Küche und wartete auf meines Mannes Rückkehr. Als er endlich kam, war es schon spät, und die Kerze war bis auf ein Stümpfchen heruntergebrannt.

„Wo sind die Kinder?“ war seine erste Frage. Ich antwortete, sie seien längst im Bett.

„Dann geh und hole sie herunter“, befahl er. Ich wagte nicht zu widersprechen, legte das Kleinste, das ich auf dem Arm hatte, nieder und ging die Treppe hinauf, um die Kinder zu holen.

Ich war damals schon ein Eigentum des Herrn, und in dem Schlafzimmerchen meiner Kinder angekommen, sank ich zuerst auf meine Kniee und bat den Herrn, sie doch zu beschützen, da ich ja nicht wußte, was mein Mann mit ihnen vorhatte. Jedenfalls erwartete ich nichts Gutes. Dann weckte ich sie, sprach ihnen freundlich zu und führte sie hinunter.

Doch wie soll ich Ihnen beschreiben, was in meinem Herzen vorging bei dem Schauspiel, das sich mir jetzt bot? Mein Mann nahm nämlich die älteste Tochter in seine Arme, küßte sie zärtlich und sagte:

„Mein liebes Kind! Der Herr hat euch heute euren Vater zurückgegeben“. Dann nahm er die zweite, darauf unseren Jungen und schließlich das Kleinste, und allen bezeugte er in gleicher Weise seine Liebe. Ich stand da, als ob ich träumte. Auf einmal steht er auf, fällt mir um den Hals und ruft: „Meine liebe Frau, der Herr Jesus hat dir heute Abend deinen Mann zum zweiten Male geschenkt!“ — In vierzehn Jahren hatte ich solch freundliche Worte nicht vernommen.

Und nun, was brauche ich Ihnen noch weiter zu erzählen? Ich bin heute die glücklichste Frau und Mutter, und ich bin nur zu froh, daß der Herr mich Ihnen begegnen ließ, und daß ich Ihnen dies mit dankbarem Herzen mitteilen durfte.“

Damit endete sie ihren Bericht. Gleich darauf lief der Zug ein, mit dem ich noch eine kurze Strecke zu fahren hatte, um an das Ziel meiner Reise zu gelangen. Die Frau erkundigte sich noch, wo ich die nächsten Tage zubringen würde; dann sagten wir uns herzlich Lebewohl. Mit einem Herzen, das von Lob und Dank überströmte, saß ich in meinem Abteil und dachte nach über all das Wunderbare, das ich am heutigen Tage hatte erleben dürfen. Ja, „man nennt Seinen Namen: Wunderbarer“, und wunderbar ist in der Tat Sein Tun.

Am folgenden Morgen erschien die Frau mit ihrem Manne und ihren Kindern in meinem Quartier, um mich zu besuchen. Der Mann ergriff meine Hand und dankte mir mit bewegten Worten dafür, daß ich unter Gottes Leitung das Mittel gewesen sei, eine ganze Familie glücklich zu machen. Er schloß

mit den Worten: „Gott sei gepriesen! Jetzt hat der Herr Jesus den ersten Platz in unserer Mitte“. Wir hatten darauf noch ein gesegnetes Zusammensein und freuten uns gemeinschaftlich dessen, was der Herr an uns getan hatte.

Mein Leser! war das nicht ein „Tag der Überraschungen“? Möchte der Bericht darüber auch dir zum Segen werden!

Philippus und der Stämmerer.

(Apostgesch. 8, 26—40.)

Das letzte Mal haben wir uns ein wenig über Simon, den Zauberer, unterhalten, und unsere Herzen wurden mit Schmerz erfüllt beim Lesen der Geschichte eines Mannes, der nur aus Ruhm- und Selbstsucht ein Christ werden wollte, und der den Aposteln Geld anbot, damit er durch Wundertun vermittelt der Kraft des Heiligen Geistes sich einen Namen machen könne.

Wie herzerquickend ist es da, in dem vorliegenden Abschnitt von einem Manne zu lesen, der auch ein Christ zu werden wünschte, aber aus ganz anderen Gründen wie Simon! Ihm ging es nicht um Geld und Gut, um Ehre und Ansehen; nein, seine bekümmerte Seele verlangte nach Frieden, sein aufgewachtes Gewissen sehnte sich nach Ruhe. Und wie köstlich ist es andererseits, das Walten Gottes hier zu sehen, Seinem Tun nachzuspüren und wahrzunehmen, wie Er einer einzigen Seele nachgeht und um ihretwillen einen Seiner Diener aus einem reich-

gesegneten Arbeitsfelde wegnimmt, ja, wie Er zu ihrem Heile gleichsam Himmel und Erde in Bewegung setzt.

Wir haben bei unserer letzten Betrachtung vernommen, daß Gott den Evangelisten Philippus nach Samaria sandte, damit er den Samaritern das Evangelium verkündige. Infolge seiner Predigt wurden viele errettet, und „es war eine große Freude in jener Stadt“, und nicht nur in der Stadt, sondern sicherlich auch in dem Herzen des Philippus. Eine größere Freude kann es ja kaum für einen Evangelisten geben, als wenn Gott Segen gibt zu seiner Arbeit und ihm unsterbliche Seelen als Lohn seiner Mühe schenkt.

Groß war deshalb ohne Zweifel seine Überraschung, als ihm ein Engel des Herrn erschien und ihm sagte: „Stehe auf und gehe gegen Süden auf den Weg, der von Jerusalem nach Gaza hinabführt; derselbe ist öde“. Auf einen öden Weg sollte er gehen, an einen Ort, den der Fuß menschlicher Wesen nur selten betrat, und zwar aus einer Gegend, woselbst er von heilsverlangenden Seelen umgeben und gerade unter größtem Segen tätig war? Wahrlich, wäre Philippus seinen Gefühlen oder seinem Verstande gefolgt, dann hätte er es gemacht wie der Prophet Jona, der von dem Angesicht Jehovas hinwegfloh, als ihm befohlen wurde, nach Ninive zu gehen. Aber Philippus schenkte seinen Überlegungen oder den Einwendungen seiner Vernunft kein Gehör; das Gebot seines Gottes war für ihn maßgebend, mochte er es begreifen oder nicht. So handelt der Glaube stets. Er deutelt nicht an dem Worte Gottes, er

folgt ihm ohne zweifelnde Überlegung, und das Ende wird stets herrlich sein.

Doch zu welchem Zweck wurde Philippus auf den öden Weg zwischen Jerusalem und Gaza gesandt? Er wußte es nicht; wir wissen es.

Im Süden von Ägypten, mehrere tausend Kilometer von Palästina entfernt, liegt ein Land, einst Äthiopien geheißen, jetzt unter dem Namen Abessinien bekannt. Dort herrschte zu jener Zeit eine Königin Kandace. Einer ihrer Gewaltigen, ein Mann, „der über ihren ganzen Schatz gesetzt war“, — Finanzminister würde man ihn heute vielleicht nennen — war nach Jerusalem gereist, um dort den Gott Israels anzubeten. Er hatte in seinem Lande von dem einen wahren und heiligen Gott gehört, und dies hatte in seinem Herzen wohl ein Gefühl darüber wachgerufen, was er in den Augen dieses Gottes war: arm, sündig, unrein. Seine Götzen konnten ihn nicht länger befriedigen. So war er nach Jerusalem gekommen, um mehr von dem ewigen Gott zu hören und Ihm seine Anbetung darzubringen. Er war ein „Fremder, der nicht von dem Volke Israel war, der aber aus fernem Lande kam um des Namens Jehovas willen“. Im Blick auf solche hatte Salomo einst bei der Einweihung des Tempels gebetet, daß Gott ihr Flehen hören und nach allem tun möge, was sie zu Ihm rufen würden. (Vies 1. Kön. 8, 41—43.) Hier war ein Fall, wo dieses Gebet in lieblicher Weise Erhörung finden sollte; ja, weit mehr sollte dem Fremdling zu teil werden, als er von Gott erbeten hatte.

Der Kämmerer kannte den Gott der Liebe noch

nicht. Er wußte nichts davon, daß Gott Seinen Sohn auf die Erde gesandt hatte, um für Sünder zu sterben. Ihm war nur bekannt, daß Gott ein Haus auf Erden hatte, wohin Er Seinen Namen und Seine Herrlichkeit gesetzt hatte, und dorthin war er gezogen, wie lang und beschwerlich, ja, selbst gefährlich die Reise auch sein mochte. Hier hoffte er Antwort auf das Sehnen seines Herzens zu finden. Aber wie enttäuscht mag der arme Mann gewesen sein, als er nun nach Jerusalem kam und dort die Form- und Scheinreligion der Pharisäer und Schriftgelehrten kennen lernte! Wohl erblickte er einen herrlichen Tempel, der „mit schönen Steinen und Weihgeschenken geschmückt war“ (Luk. 21, 5), aber der Gottesdienst, der dort dargebracht wurde, war tot und kalt, und die Leute, welche ihn darbrachten, waren ebenso tot und kalt. Nur ein äußeres Wesen, eine Religion von Satzungen und Gebräuchen war vorhanden, welche einer armen, nach Frieden seufzenden Menschenseele nimmer Ruhe geben kann.

So machte sich denn der Fremde unverrichteter Sache wieder auf den Heimweg. Er hatte nicht das gefunden, wonach sein Herz sich sehnte; und doch war ihm ein großer Schatz zu teil geworden. Eine Abschrift des Alten Testaments, oder doch eines Teiles desselben, hatte er erhalten, vielleicht um einen hohen Preis erstanden; und in dieser las er. Aber ach! er war nicht imstande, das Gelesene zu verstehen. Doch sollte Gott ein Herz, das in Wahrheit nach Ihm verlangt, unbefriedigt lassen? Nimmermehr. Es war Sein Wille, daß der Mann, der gekommen war, um Ihn zu suchen, mit tiefer, un-

vergänglichlicher Freude im Herzen nach Hause zurückkehre. Und um das zu erreichen, mußte Philippus den gesegneten Schauplatz seines Wirkens verlassen und sich in eine öde, menschenleere Wüste begeben. Um einer einzigen Seele willen kommt der Engel vom Himmel und wandert Philippus den weiten Weg von Samaria südwärts. Ist es nicht köstlich, diese wunderbare Fürsorge Gottes anzuschauen? Ja, eine einzige Seele besitzt in Seinen Augen unendlichen Wert. Sollte es nicht auch bei uns so sein, die wir den Herrn kennen und Gottes Liebe in so reichem Maße an uns selbst erfahren haben? O möchte es uns anspornen, anderen unsterblichen Seelen nachzugehen und sie unermüdlich auf den Weg des Heils aufmerksam zu machen! Aber wie zeigt es uns andererseits auch die furchtbare Verantwortlichkeit derer, welche eine solche Liebe geringschätzen und eine so große Errettung vernachlässigen!

Philippus erreicht die öde Straße, gerade als der Wagen des Kämmerers herannaht. Sobald er feiner ansichtig wird, empfängt er von dem Geiste die Weisung: „Tritt hinzu und schließe dich diesem Wagen an“. Philippus gehorcht, und als er sich dem Wagen nähert, hört er den Fremdling laut in dem Propheten Jesaias lesen. Er fragt ihn: „Verstehst du auch was du liest?“ Der Kämmerer antwortet: „Wie könnte ich denn, wenn nicht jemand mich anleitet? Und er bat den Philippus, daß er aufsteige und sich zu ihm setze.“

Wie gefällt euch die Antwort dieses hochgestellten, vornehmen Reisenden auf die Frage eines einfachen Wanderers? Denn ein solcher war Philippus.

für den Kämmerer. Manch anderer würde an seiner Stelle den Fragenden wohl kaum einer Antwort gewürdigt haben. Nicht so der Äthiopier. Er gibt nicht nur eine Antwort, sondern er erwidert die Frage in höchst bescheidener Weise. „Wie könnte ich denn“, fragt er zurück, „wenn nicht jemand mich anleitet?“ Wir dürfen wohl annehmen, daß der Äthiopier ein sehr gebildeter Mann war; sonst wäre er wohl kaum der hebräischen Sprache mächtig gewesen. Aber keine Spur von Stolz oder Eigendünkel findet sich in seinen Worten. Er war ein demütiger Mann, der das Wort Gottes mit heiliger Ehrfurcht las und sich seines Unvermögens, es zu verstehen und auszulegen, tief bewußt war. Deshalb sollte er auch über die Stelle, welche er las und nicht verstehen konnte, ja, die niemand richtig zu verstehen vermag, der nicht von Gott selbst unterwiesen ist, reiche Belehrung empfangen, eine Belehrung, wie sie kein Weiser dieses Zeitlaufs zu geben vermag.

Die Stelle der Schrift, welche er las, war folgende: „Er wurde wie ein Schaf zur Schlachtung geführt, und wie ein Lamm stumm ist vor seinem Scherer, also tut Er Seinen Mund nicht auf. In Seiner Erniedrigung wurde Sein Gericht weggenommen, wer aber wird Sein Geschlecht beschreiben? Denn Sein Leben wird von der Erde weggenommen.“

Wunderbar, daß der Äthiopier diese herrlichen Worte, die für jede über ihre Sünden bekümmerte Seele so lieblich und tröstlich sind, gerade lesen mußte, als Philippus erschien und sich auf seine

Einladung neben ihn auf den Wagen setzte! Dieser eine Vers gab Stoff genug zu stundenlanger Unterhaltung. Philippus zögerte denn auch nicht lange, und auf die Frage des Äthiopiens: „Ich bitte dich, von wem sagt der Prophet dieses? von sich selbst oder von einem Anderen?“ tat er seinen Mund auf und verkündigte ihm, indem er diese Schriftstelle zum Ausgangspunkt nahm, das Evangelium von Jesu.

Ja, mein lieber unbefehrter Leser, der Herr Jesus ist das Lamm, von welchem der Prophet hier spricht. Er wurde auf Golgatha zur Schlachtung geführt, und als Er ans Kreuz genagelt wurde, da war Er stumm wie ein Lamm vor seinem Scherer. Er tat Seinen Mund nicht auf. Und warum ließ sich der Sohn Gottes, der Schöpfer des Himmels und der Erde, zur Schlachtung führen? Warum starb Er, warum vergoß Er Sein kostbares Blut? Er tat es für Seine Feinde, für Gottlose und Sünder! Er tat es, damit du und ich nicht auf ewig verloren gehen möchten. Wäre Er nicht am Kreuze gestorben, so würde kein Mensch je in den Himmel eingehen können. Aber Er hat es getan. Sein Werk ist vollbracht. Und zum Beweise dessen ist Er jetzt nicht mehr im Tode, sondern Er lebt. Er ist auferstanden aus den Toten und sitzt nun zur Rechten Gottes; und alle, welche von Herzen an Ihn glauben, finden Vergebung ihrer Sünden und ewige Seligkeit.

Dies und noch vieles andere wird Philippus dem Äthiopier gesagt haben. Und o, wie mag dieser Mann gelauscht, wie mag seine dürstende Seele

das Lebenswasser in vollen Zügen eingesogen haben! Das war es ja, was er gesucht und bisher nicht gefunden hatte; deswegen hatte er die lange, beschwerliche Reise nach Jerusalem beinahe vergeblich unternommen. Endlich wurde jetzt sein Sehnen gestillt, sein Verlangen befriedigt. Mit ganzem Herzen glaubte er dem von Philippus Gesagten, ja, sein Verständnis über das Vernommene war so groß, daß er wünschte, sogleich seine neue Stellung als Christ auch nach außen hin durch die Taufe kundzutun. „Was hindert mich getauft zu werden?“ fragte er, als sie an ein gewisses Wasser kamen. Philippus entsprach seinem Wunsche und taufte ihn; und dann zog der Kämmerer seinen Weg allein und mit Freuden weiter. Philippus wurde durch den Geist des Herrn in eine andere Gegend entrückt, und der Äthiopier sah ihn nicht mehr. Er bedurfte seiner aber auch nicht mehr, denn der Herr Jesus selbst begleitete ihn jetzt. Er brauchte nicht wieder nach Jerusalem zu kommen, um Ihn dort zu suchen; nein, Jesus ging mit ihm in das ferne Abessinien.

Glücklicher, beneidenswerter Mann! Der bei allem Reichtum bis dahin so arme Schatzmeister hatte Den gefunden, in welchem alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen sind. Die Sonne der göttlichen Gnade war in seinem Herzen aufgegangen, und in ihrem Glanz konnte er getrost heimwärts ziehen. Seliger Friede, tiefe, niegekannnte Freude erfüllte sein Inneres. Alles war völlig verändert. Er brauchte selbst den Tod nicht mehr zu fürchten, denn der Tod führte ihn nur zu Dem,

dessen Leben von der Erde weggenommen ist, in die ewige Herrlichkeit droben. So kehrte er zurück zu seiner Königin und in sein Land, ein neuer glücklicher Zeuge der Liebe, die am Kreuze sich geoffenbart hat, ein frisches Blatt in dem Siegeskranz Dessen, der dort starb. Mit ihm kam „das Evangelium von Jesu“ und „der Geruch Seiner Erkenntnis“ nach Abessinien; für wie viele es zum Segen und Heil, „ein Geruch vom Leben zum Leben“ (2. Kor. 2, 14—16) geworden ist, das wird die Ewigkeit ans Licht stellen.

In Schwachheit tren.

Herr J., ein angesehenener Bürger des Städtchens Sulzberg in Bayern, war ein liebenswürdiger Mann, freundlich und hilfsbereit. Früher war er Bäcker und Mehlhändler gewesen. Nachdem er sich aber ein hübsches Vermögen erworben, hatte er sein Geschäft verkauft, und lebte jetzt hauptsächlich seinen Büchern; denn diese liebte er über alles. Er war für seinen Stand ein sehr gebildeter, vielbelesener Mann.

Im allgemeinen führte Herr J. ein recht stilles Leben, das nur im Sommer einige Unterbrechung erlitt. Denn dann besuchten viele Fremde Sulzberg, das in herrlicher Gegend, am Nordrande der Allgäuer Alpen gelegen ist, und Herr J. pflegte eine Anzahl seiner Zimmer an sie zu vermieten. Er tat dies weniger des Verdienstes halber, als weil es ihm eine angenehme Abwechslung bot. Denn er

war immer noch sehr wißbegierig, obwohl er die Grenze des Greisenalters bereits überschritten hatte.

Bei all seinen schönen und anziehenden Eigenschaften fehlte Herr J. leider eine sehr wichtige, ja, die wichtigste Sache. Er war nämlich ohne Gott und deshalb ohne wahren Frieden, ohne Hoffnung in der Welt. Um Religion kümmerte er sich nicht. Im Gegenteil, man hielt ihn für einen Freidenker, hauptsächlich wohl deswegen, weil er gern freisinnige Bücher las, die ihm ein ungläubiger Arzt lieb. Er sagte auch selbst frei heraus, er habe Besseres zu tun, als sich mit dem vielen religiösen Gezänk zu beschäftigen, das in der Welt zum Überdruß zu finden sei.

Doch Gottes Gnade ist groß. Sie sollte sich auch in besonderer Macht an unserem Herrn J. erweisen. Gott sandte ihm jemanden ins Haus, der ihm die herrliche Botschaft von Seiner Liebe zu den Menschenkindern bringen mußte.

Dieser Bote war ein junges Mädchen, Fräulein B. mit Namen, die Tochter einer Witwe. Sie wohnte nicht in Sulzberg selbst, sondern war nur zur Erholung dorthin gekommen. Sie hatte nämlich eben ihr Lehrerinnenexamen bestanden, und bei den Vorbereitungen für dasselbe sich mehr angestrengt, als ihr Körper ertragen konnte. Sie war krank geworden, und mußte nun, anstatt, wie sie gehofft hatte, eine Stelle antreten zu können, erst ihre Gesundheit wieder zu erlangen suchen.

Ich möchte hier sogleich vorausschicken, daß Fräulein B. in der Zeit, die sie in Sulzberg zubrachte, nicht nur sich völlig erholte, sondern gesunder

und kräftiger nach Hause zurückkehrte, als sie je vorher gewesen war. Aber was mehr Wert und Bedeutung hat als dies, war der Umstand, daß sie in Sulzberg Frieden mit Gott fand. Ihre Seele hatte schon lange nach Ruhe und Frieden geseufzt; aber obwohl sie viel im Worte Gottes gelesen hatte, war sie bis dahin der Errettung ihrer Seele nicht gewiß geworden. Laßt uns nun sehen, auf welche Weise ihre Bekehrung vor sich ging, und wie sie mit Herrn J. in Berührung kam.

Fräulein B. wurde kurz nach ihrer Ankunft in Sulzberg so ernstlich krank, daß der Arzt eine sorgfältige Pflege anordnete und eine gewisse Frau J. kommen ließ, um der Kranken aufzuwarten. Diese Frau war eine gute, erfahrene Pflegerin, und zugleich, was in Sulzberg nicht gerade häufig vorkam, eine entschieden gläubige Christin. Sie fand bald heraus, was dem jungen Mädchen vor allem fehlte, und bat den Herrn, Er möge ihr doch die richtigen Worte geben, um dem wunden Herzen der Kranken das darzureichen, was es bedürfe.

Sobald sich eine Gelegenheit bot, und das war bald der Fall, begann sie mit ihrer Pflegebefohlenen über die Güte und Gnade des Herrn zu sprechen, und schon nach ganz kurzer Zeit hatte sie die Freude, zu sehen, daß der Heilige Geist ihre Worte an der Kranken wirksam werden ließ. Fräulein B. schüttete ihrer freundlichen Wärterin ihr ganzes Herz aus. Darauf erzählte ihr diese, daß auch sie lange nach der Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden und nach Frieden mit Gott gesucht habe, aber daß sie diesen Frieden erst gefunden, als sie aufgehört habe,

auf sich selbst, auf ihr eigenes Wirken und Tun zu blicken. Dann erst habe ihr Gott die Gnade geschenkt, in einfachem, kindlichem Glauben das Erlösungswerk Christi anzunehmen.

In dieser Weise unterhielt sich Frau F. in der Folge häufig mit dem jungen Mädchen. Auch las sie ihr Stellen aus dem Worte Gottes vor, die von besonderer Bedeutung für heißverlangende Seelen sind; so die bekannten, kostbaren Verse aus Joh. 3, 16 und 18: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“, und: „Wer an Ihn glaubt, wird nicht gerichtet“. Oder: „Dies habe ich euch geschrieben, auf daß ihr wisset, daß ihr ewiges Leben habt, die ihr glaubet an den Namen des Sohnes Gottes“. (1. Joh. 5, 13.)

Die Kranke lauschte mit großer Aufmerksamkeit, aber die Zweifel im Herzen wollten nicht schwinden. Frau F. ließ jedoch nicht nach; sie las und betete mit dem jungen Mädchen, und siehe da, eines Tages wurde es hell in der finstern Seele. Fräulein B. faßte Vertrauen zu dem liebenden Vaterherzen Gottes; glaubte kindlich Seinem Wort und — fand den so lange ersehnten Frieden auf Grund des am Kreuz auf Golgatha vergossenen Blutes Jesu Christi. Eine selige Freude erfüllte jetzt ihr Herz, und merkwürdig! nachdem das kranke Herz gesund geworden war, folgte der Körper bald nach. Ja, der weise König Salomo hat wohl recht, wenn er sagt: „Ein fröhliches Herz bringt gute Besserung, aber ein zerschlagener Geist vertrocknet das Gebein“. (Spr. 17, 22.)

Doch wie kam Fräulein B. in das Haus unseres Herrn J.? Ganz einfach. Das bisher von ihr bewohnte Zimmer hatte sich als ungünstig für sie erwiesen, und so mietete sie auf Anraten des Arztes ein Zimmer bei Herrn J. So kam der „Freidenker“ zum erstenmale in seinem Leben mit einem Kinde Gottes in Berührung. Das Verhältnis zwischen den beiden so verschiedenen Leuten gestaltete sich trotzdem bald zu einem angenehmen. Der alte Mann faßte vom ersten Augenblick an eine besondere Zuneigung zu der jungen Kranken und umgab sie mit der größten Sorge, gerade als wenn sie sein eigenes Kind gewesen wäre. Ihr stilles, einnehmendes Wesen tat ihm wohl; anderen Leuten gegenüber nannte er sie nur einen Engel. Auch merkte er bald, daß sie über ein gründliches Wissen verfügte und viel gelesen hatte, und unterhielt sich deshalb gern mit ihr. Hierbei konnte es ihm natürlich nicht lange verborgen bleiben, daß sie in einer Sache so ganz anders dachte wie er. Manchmal traf er sie auch beim Lesen des Neuen Testaments, sprach aber nie ein Wort darüber. Während ihrer Unterhaltungen machte er freilich kein Hehl aus seiner Gesinnung und ließ oft sehr deutlich seinen Unglauben an alles Göttliche durchblicken.

Fräulein B. sah mit Achtung und Liebe an ihrem greisen Hauswirt hinauf, hatte aber nicht den Mut, über das Heil seiner Seele mit ihm zu sprechen, oder ihn auf das vollbrachte Erlösungswerk Christi hinzuweisen als die einzige Sache, die von bleibendem und unvergänglichem Werte für ihn sei. Oft nahm sie sich vor zu reden, und legte sich so-



gar die Worte zurecht, die sie ihm sagen wollte; aber wenn dann der alte Mann ins Zimmer trat, fühlte sie den mühsam zusammengeräfften Mut wieder schwinden. Es kam ihr dann auch wohl der

Gedanke, sie sei noch zu unerfahren in göttlichen Dingen, überhaupt nicht die richtige Person, um einem so alten und verständigen Manne das Evangelium zu verkündigen. Aber in ihren Gebeten dachte sie beständig an ihn.

So saß unsere Freundin eines Tages wieder mit dem Neuen Testament auf dem Schoß in ihrem Lehnstuhl. Sie las das schöne Gleichnis von dem Weinstock und den Reben im 15. Kapitel des Evangeliums Johannes. Welch eine ernste Lehre enthielten doch diese Verse! War sie nicht auch eine Rebe am Weinstock, bestimmt, Frucht zu bringen? Ja, gewiß; Gott der Vater beschäftigte sich mit ihr, damit sie viel Frucht bringen möchte; denn dadurch würde Er verherrlicht werden. Und was war das Geheimnis? wie wurde dieser Zweck erreicht? Beschrieb der Herr es nicht in den Worten: „Bleibet in mir, und ich in euch“, und: „Wer in mir bleibt und ich in ihm, dieser bringt viel Frucht“?

Während sie noch hierüber nachdachte und den Herrn bat, sie doch auch eine Rebe sein zu lassen, die *immer reichere Frucht trüge, naheten sich draußen Schritte. Es klopfte, und auf ihr „Herein“ trat der Hauswirt mit einer Schüssel voll herrlicher Trauben ins Zimmer.*

„Sehen Sie doch einmal, Fräulein Marie“, rief er, während er eine Traube in die Höhe hielt, „welch prachtvolle Früchte! Die werden Ihnen schmecken!“ Er kam gerade aus dem Garten und sah in seinen weißen Hemdärmeln fast wie ein Gärtner aus.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr J.“, antwortete die Kranke, indem sie ihre großen Augen voll zu

dem gütigen Geber aufschlug; „ja, Trauben sind wahrlich herrliche Früchte. Ich denke dabei gerade an das wunderschöne Gleichniß von dem wahren Weinstock und seinen Reben, das ich eben im Worte Gottes gelesen habe. Wie ernst lauten doch die Worte des Herrn: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, dieser bringt viel Frucht. Wenn jemand nicht in mir bleibt, so wird er hinausgeworfen wie die Rebe und verdorrt; und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer, und sie verbrennen.“ O lieber Herr J., schon lange habe ich es Ihnen sagen wollen, aber ich hatte nicht den Mut dazu. Sehen Sie, in Christo allein ist unser Heil und das ewige Leben. Ohne Ihn sind nur Tod und Finsterniß unser Theil. Was die Sonne für den Weinstock, und was der Weinstock für die Reben ist, das muß Christus für die Seele werden, wenn sie nicht ewig verloren gehen soll. O lieber Herr J., glauben Sie es mir, auch Sie können ohne Ihn nicht selig werden.“

Sie wollte noch mehr sagen, aber ihre Kräfte verließen sie. Völlig erschöpft und nach Atem ringend, sank sie in die Kissen zurück, die ihren Rücken stützten, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und brach in Tränen aus.

Herr J. war tief getroffen. Er stellte die Schüssel mit Trauben nieder und setzte sich neben die Kranke. Bei all seiner Redegewandtheit fand er keine Worte, um sie zu beruhigen; aber er wagte auch nicht, die Kranke allein zu lassen, bevor er wußte, daß die heftige Bewegung ihr nicht geschadet hatte. So saß er eine Zeitlang schweigend da. End-

lich stand er auf mit den Worten: „Nun, Fräulein Marie, wir wollen ein anderes Mal auf diesen Gegenstand zurückkommen. Im übrigen danke ich Ihnen herzlich für Ihre Worte.“

Darauf ging er hinaus und in sein Zimmer, und während er dort unruhig auf- und niederschritt, faltete Fräulein B. ihre Hände und betete: „Herr, ich danke Dir, daß Du meine Lippen geöffnet hast. Segne nun auch in Gnaden die Worte Deines schwachen Kindes.“

Und ihr Gebet wurde erhört. Von diesem Tage an hatte Herr J. keine Ruhe mehr. Ein Pfeil aus dem Köcher Gottes hatte sein Herz getroffen. Immer wieder tauchte die Frage in seinem Innern auf, woher Fräulein B., das schüchterne und zurückhaltende Mädchen, wohl den Mut genommen habe, mit ihm, dem alten und als Freidenker bekannten Manne, über das Heil seiner Seele zu sprechen. Daß es sie viel Mühe, ja, eine große Überwindung gekostet hatte, war ihm völlig klar geworden. Je mehr er über die Sache nachdachte, desto wunderbarer erschien sie ihm. Ob am Ende denn doch mehr in der Bibel enthalten war, als er bis dahin gedacht hatte? Die kurzen Worte, welche Fräulein B. ihm vorgelesen, hatten ihn eigentümlich berührt.

Allmählich erwachte das Begehren in seiner Seele, die Bibel auf ihren Inhalt hin zu prüfen. Er begann, anfänglich fast mit Widerwillen, sie zu lesen; aber je weiter er las, desto mehr fesselte ihn der Inhalt des wunderbaren Buches. Tage und Wochen vergingen. Herr J. las mit steigendem Interesse. Als er schließlich an den Kreuzestod des Herrn Jesu kam und von der Finsternis, dem Zer-

reißen des Vorhangs und dem Erdbeben laß, da konnte er es nicht länger aushalten. Ein nie gekanntes Gefühl von seiner eigenen Unwürdigkeit und zugleich von der Größe und Erhabenheit Gottes ergriff ihn; er schlug an seine Brust und rief mit dem römischen Hauptmann aus: „Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn!“

Der Panzer des Unglaubens, der das Herz des alten Mannes wie mit ehernen Banden umschlossen gehalten hatte, war gesprengt. Wohl dauerte es noch längere Zeit, bis er vollen Frieden fand, aber seine Seele war an diesem Tage aus der Finsternis ins Licht, vom Tode zum Leben gekommen. Bei dem Gedanken an sein vergangenes Leben, an seine frühere Blindheit, mußte er mit Hiob bekennen: „So habe ich denn beurteilt, was ich nicht verstand, Dinge, zu wunderbar für mich, die ich nicht kannte. Mit dem Gehör des Ohres hatte ich von dir gehört, aber nun hat mein Auge dich gesehen. Darum verabscheue ich mich und bereue in Staub und Asche.“

Durch den Glauben an Jesum wurde Herr J. so glücklich, wie er es nie für möglich gehalten hätte. Sein Herz, einst so verschlossen gegen Gottes Liebe, erquickte sich jetzt an Seiner Gegenwart und Gemeinschaft. Ihn zu preisen für die Gnade, die Er ihm noch am Abend seines Lebens durch Jesum Christum hatte zu teil werden lassen, war seine Freude. Manch glückliche Stunde verlebte er noch mit der ihm jetzt doppelt teuren Kranken, deren Kräfte fortan rasch zunahmen. Wiederholt lasen sie miteinander das Gleichnis von dem Weinstock und den Reben und freuten sich besonders über die Worte des Herrn:

„Ihr habt nicht mich auserwählt, sondern ich habe euch auserwählt und euch gesetzt, auf daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe!“

Der einzige Heiland.

Johannes L. war der Sohn einer angesehenen katholischen Familie in England. Er war ein ernst veranlagter, verständiger junger Mann. Seine Eltern hatten ihn für das medizinische Studium ausersehen, und so mußte er, nachdem seine Schülerlaufbahn beendet war, in eine andere Stadt, um die dortige Hochschule zu besuchen.

Johannes war als guter Katholik erzogen, und seit frühester Jugend hatte man ihm hohe Ehrerbietung gegen die römische Kirche eingeprägt. Die Anrufung der Jungfrau Maria und der Heiligen war ihm geläufig; denn sie waren es ja, die ihm, eigene gute Werke vorausgesetzt, zur Seligkeit verhelfen konnten. Freilich hatte das alles bis jetzt nicht vermocht, seinem Herzen Ruhe und Frieden zu geben. Wie könnte eine auf eigenes Wirken sich gründende Religion das je tun? Trotz aller guten Werke, trotz häufigen Fastens und Betens war und blieb sein Gewissen beunruhigt.

Johannes wohnte in der Universitätsstadt bei einer Familie, die noch mehrere andere Herren in Pension hatte. Einer von diesen war ein wahrer Christ, und sein Zimmer stieß an dasjenige unseres Freundes. Die Bekanntschaft zwischen den beiden war bald gemacht. Herr S., der Fremde, faßte von

vornherein eine besondere Zuneigung zu dem jungen Mediziner. Sein Herz verlangte danach, dessen Seele für Christum zu gewinnen; und er war ein Mann, der gewohnt war, bei allem, was er tat, mit Ruhe und Entschiedenheit auf sein Ziel loszugehen.

Manche interessante Unterhaltung hatte er in der Folge mit seinem jungen Freunde. Bald bot sich ihm auch eine günstige Gelegenheit, einige Stellen aus dem Worte Gottes anzuführen und dabei auf den sündigen, gänzlich verlorenen und verderbten Zustand des Menschen hinzuweisen, wie derselbe z. B. in dem Briefe an die Römer dargestellt wird. Der junge Mann war ebenso bestürzt wie überrascht, als er dies vernahm. Er war stets gelehrt worden, daß es noch etwas Gutes in dem Menschen gebe, und daß er seine Gebete, seine guten Werke u. Gott anbieten könne als eine wenigstens teilweise Sühnung für seine Sünden. Und nun wurde ihm gesagt, daß „das Fleisch“ vor Gottes heiligem Angesicht als ganz und gar verderbt erwiesen sei, und daß „nichts Gutes“ in ihm wohne. Nichts Gutes? Galten denn seine Gebete, sein Fasten, seine Bußübungen und Almosen, auf welche er so viel Sorgfalt verwendet hatte, gar nichts? Gottes Wort gab die Antwort: Nein, zu nichts nütze; du bist verloren, deine vermeintliche Gerechtigkeit ist vor Gott gleich einem unflätigen Kleide. (Jes. 64, 6.)

Johannes geriet in große Unruhe; diese steigerte sich allmählich zu tiefer Seelennot. Von Natur, wie wir wissen, ernst veranlagt, hatte er es mit seinen kirchlichen Pflichten stets genau genommen; und obwohl er in seinem Innern nie ruhig geworden

war, hatte er doch nicht gewagt, an dem zu zweifeln, was die Priester ihm als Wahrheit verkündigt hatten. Jetzt wurde ihm mit einem Male der Boden unter den Füßen weggezogen. Er las selbst im Worte Gottes, und dem mußten sich doch auch die Priester unterwerfen; wie klar und unzweideutig redete es über die Stellung des Menschen Gott gegenüber! Zu seinem Schrecken mußte er es erkennen: in Gottes Augen war er nichts als ein sündiges, unreines und hilfloses Geschöpf.

„Wie könnte ein Mensch gerecht sein vor Gott, und wie könnte rein sein ein vom Weibe Geborener? Siehe, sogar der Mond scheint nicht hell, und die Sterne sind nicht rein in Seinen Augen: wieviel weniger der Mensch, der Wurm, und das Menschenkind, die Made!“ (Hiob 25, 4—6.)

So hat schon vor Jahrtausenden ein Mensch gesprochen, und dieselbe bange, ernste Frage wurde jetzt durch Gottes Gnade in dem Herzen unseres Freundes laut. Ich sage: durch Gottes Gnade; denn Johannes sollte eine Antwort darauf erhalten, die, wenn er sie annahm, sein Herz für ewig befriedigen mußte. Und wie lautete die Antwort? Der teure Leser kennt sie gewiß. Sie ist kurz, aber herrlich. Sie lautet: „Siehe, das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt“. (Joh. 1, 29.) Der Sohn Gottes selbst, der Heilige und Gerechte, hat sich als ein fleckenloses Opfer Gott dargebracht, und Sein Tod hat Sühnung getan für unsere Sünden. Sein Blut reinigt von aller Sünde. Mit welcher Freude Herr S. seinem suchenden jungen Freunde diese Antwort gab und

ihn dabei auf viele kostbare Stellen des Wortes Gottes, die von Christo und Seinem Opfertode reden, aufmerksam machte, brauche ich kaum zu sagen. Er erkannte mit Freuden, daß der gute Hirte auch dieses verlorene Schäflein suchte, und daß es nicht mehr lange dauern werde, bis Er es gefunden habe. Und er täuschte sich nicht. Einige Tage vergingen, Tage ernstest inneren Kampfes; aber dann wurde es hell in der Seele seines jungen Freundes. Johannes fand Frieden, und nicht einen eitlen Frieden durch das Vertrauen auf eigenes Tun, sondern wahren Frieden, „tief wie ein Strom“, durch den Glauben an das vergossene Blut Jesu Christi.

Glück und Freude erfüllten jetzt das Herz des jungen Studenten. Alles, alles war verändert. Noch vor kurzem, als er sich selbst als verlorenen Sünder erkannt hatte, war er tief unglücklich gewesen. Die Aussicht, vor Gott erscheinen zu müssen in den elenden Lumpen seiner eigenen Gerechtigkeit, war ihm erschreckend erschienen; und aus seinem Innern hatte sich die Frage losgerungen: „Was muß ich tun, daß ich errettet werde?“ und der Nothschrei: „O Gott, sei mir Sünder gnädig!“ Nun aber hatte er durch den Glauben Jesum erblickt, wie Er an des Sünders Statt auf dem Kreuze gerichtet worden ist; er hatte Ihn auferweckt gesehen aus den Toten durch des Vaters Herrlichkeit, und die kostbaren Worte vernommen: „welcher unserer Übertretungen wegen dahingegeben, und unserer Rechtfertigung wegen auferweckt worden ist“. (Röm. 4, 25.) „Kann es denn wirklich wahr sein, daß Jesus für meine vielen Sünden gestorben ist?“ mußte er sich manch-

mal fragen; aber stets lautete die Antwort: „Ja; Sein Sihen zur Rechten des Vaters in der Herrlichkeit droben beweist, daß Sein Werk vollkommen vollendet und angenommen ist, und daß die Sünden der an Ihn Glaubenden für immer hinweggetan sind“.

In seiner Glückseligkeit schrieb Johannes sogleich an seine Eltern und teilte ihnen alles mit, was mit ihm vorgegangen war, nicht anders denkend, als daß sie sich herzlich mit ihm freuen würden. Zu seiner großen Enttäuschung blieb sein Brief jedoch gänzlich unbeantwortet. Vergeblich fragte er sich, was das für einen Grund haben könne. Er wußte es sich nicht zu erklären. Seine Enttäuschung verwandelte sich aber in jähen Schrecken, als ihm einige Wochen später beim Nachhausekommen ein Zettel überreicht wurde, der die wenigen Worte enthielt: „Mutter sehr krank — wahrscheinlich hoffnungslos. Komm sofort nach Hause!“ Ein Bote hatte den Zettel gebracht, sich aber dann sogleich wieder entfernt.

Also das war die Lösung des Rätsels. Jedenfalls, so sagte er sich, war die Mutter schon länger krank gewesen, und man hatte von Tag zu Tage auf Besserung ihres Befindens gewartet, um ihn nicht durch schlechte Nachrichten zu beunruhigen.

Von Angst und Sorge getrieben, bestieg Johannes den nächsten Eisenbahnzug nach seinem Heimatsort. Dort angekommen eilte er mit beflügelten Schritten dem Elternhause zu. Ein Dienstmädchen öffnet, und auf seine Frage nach der Mutter weist sie stumm auf eine Thür. Aufgeregt tritt er ein und — prallt fast zurück, denn statt der erwarteten Angehörigen sieht er sich einer Anzahl Priester gegen-

über. Ungestüm erkundigt er sich nach der Kranken. Steht es schlimmer mit ihr? Man gibt ihm keine Antwort. In diesem Augenblick öffnet sich die Thür, und wer steht vor ihm? Seine Mutter, bleich und offenbar tief erregt, aber vollkommen gesund. Nach kalter, gemessener Begrüßung erklärt sie dem Sohne, dessen grenzenloses Erstaunen aus jedem Zuge seines Gesichtes zu lesen ist, sie seien über seinen Brief und den Gedanken, er könne ein Ketzer werden, aufs höchste entsetzt gewesen und hätten deshalb dieses Mittel benützt, um ihn herbeizuholen, und ihm so Gelegenheit zu geben, den Priestern gegenüber sich auszusprechen und sich durch sie von seinen Irrthümern zurückführen lassen zu können. Damit zieht die Mutter sich zurück, und Johannes, der kaum seine Gefühle der Überraschung und des Abscheus über eine solch schändliche Lüge verbergen kann, ist mit seinen Gegnern allein, gänzlich unvorbereitet auf eine solche Begegnung.

Die Priester machten sich nun an die Aufgabe, den abtrünnigen Sohn wieder in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Da sie von dem Inhalt des Briefes selbstverständlich genaue Kenntniß hatten, begannen sie sofort damit, mit großer Geschicklichkeit dessen Ausführungen zu widerlegen. Dem Jüngling, der noch wenig Erfahrung und Schriftkenntniß besaß, bereitete es nicht geringe Schwierigkeiten, ihnen zu antworten. Die Schriftstellen, die er gegen ihre Behauptungen anführte, erklärten sie ohne weiteres sämtlich für unrichtig, weil sie alle einer protestantischen Bibel entnommen seien. Sie trieben auf diese Weise unseren armen Freund so in die

Enge, daß er schließlich, ganz verwirrt, nichts mehr zu antworten wußte. Dann änderten sie ihre Taktik. Mit milden, sanften Worten machten sie ihm Vorstellungen über die bewiesene Schwachheit, nannten ihn ihren lieben Sohn, sagten, er sei ein irrendes Schaf, das vom rechten Wege abgekommen sei, und baten ihn, doch zu bereuen und zurückzukehren in den Schoß der allein seligmachenden Kirche. Darauf stellten sie ihm vor, daß er, falls er in seinen Irrtümern beharre, als Ketzer gebrandmarkt werden müsse, und forderten ihn auf, den Kummer zu bedenken, den er seinen Eltern durch seinen traurigen Weg bereite, welcher nur in der ewigen Höllequal enden könne.

Der Mut unseres Johannes sank tiefer und tiefer. Er vermochte schließlich nicht mehr den listigen Priestern ein Wort zu erwidern. Der Feind triumphierte. Es war ihm gelungen, den Glauben des jungen Mannes zum Wanken zu bringen. Die Priester nahmen den errungenen Vorteil wahr, drangen von allen Seiten auf Johannes ein und ließen nicht eher nach, bis sie ihm das Versprechen abgenötigt hatten, nie wieder eine protestantische Bibel lesen zu wollen.

Damit glaubten sie ihren Zweck erreicht zu haben. In väterlich klingendem Tone fügten sie noch einige Ermahnungen hinzu und verließen ihn dann mit den Worten: „Wenn Sie in die Stadt zurückkehren, dürfen Sie nicht versäumen, jeden Sonntag-Morgen zur Messe zu gehen. Das ist nötig für Ihr Seelenheil. Aber an den Nachmittagen und Abenden vergnügen Sie sich nur so gut Sie können. Gehen Sie ins Theater, ins Konzert, oder wohin Sie wollen.“ —

Johannes kehrte zu seinem Studium zurück, das Herz voller Zweifel und Unruhe. Als er in sein Zimmer trat, wo er in den letzten Wochen so manche glückliche Stunde beim Lesen des Wortes Gottes zugebracht hatte, wurde es ihm so weh ums Herz wie nie zuvor. Er kam sich vor wie ein Verräter an seinem Herrn und Heilande, den er — das wurde ihm jetzt, wo seine fanatischen Eltern und die Priester fern waren, zur festen Gewißheit — nie aufgeben konnte. Aber was sollte er machen? Hatte er doch das Versprechen gegeben, das Buch, aus welchem er all sein Glück und seinen Frieden geschöpft hatte, nie wieder zu lesen. Sein Zustand war in der That höchst beklagenswert. Die Priester vermochten ihm nichts zu bieten, und seinen teuren Herrn hatte er durch seine Wankelmütigkeit tief betrübt. Nirgend fand er Ruhe.

Da er nicht den Mut hatte, sich auch schäme, Herrn S. das Geschehene mitzuteilen, suchte er einer Unterredung mit ihm möglichst aus dem Wege zu gehen. Diesem fiel das sonderbare Benehmen seines jungen Freundes natürlich bald auf, und da er es sogleich mit irgend einem Vorfall in dessen Familie in Verbindung bringen zu müssen glaubte, bemühte er sich, ihn zu einer offenen Aussprache zu bewegen. Aber vergeblich. Doch sollte er bald auf andere Weise Aufklärung erhalten.

Eines Abends saß er lesend in seinem Zimmer. Da vernahm er plötzlich, durch die dünne Wand hindurch, ganz deutlich die Stimme seines Freundes. Er schien mit jemandem zu sprechen, aber in solch verzweiflungsvollem und flehendem Tone, daß es

ihm durchs Herz schnitt. Endlich konnte er es nicht länger aushalten, stand auf und öffnete leise die Tür zu dem Zimmer. Ein herzbewegender Anblick bot sich ihm. Von seinen Gefühlen überwältigt lag der junge Mann weinend auf seinen Knien und rief im tiefsten Schmerz: „Gegen dich, gegen dich allein habe ich gesündigt, und ich habe getan was böse ist in deinen Augen“.

Erschüttert beugte Herr S. sich zu dem Knieenden herab und legte sanft seine Hand auf dessen Schulter. Johannes hob den Kopf ein wenig, und als er die teilnehmende Miene seines Freundes erblickte, stand er auf.

„Aber, Johannes, was haben Sie denn?“ fragte Herr S. im Tone innigsten Mitgeföhls. „Wollen Sie mir nicht endlich Ihr Herz ausschütten?“ Und als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: „Dann kommen Sie und lassen Sie uns zusammen ein Kapitel aus dem Worte Gottes lesen. Das wird Sie aufrichten.“

„Nein, nein“, lautete die traurige Erwiderung, „das darf ich ja nicht. Ich habe versprochen, nie wieder Ihre Bibel zu lesen.“ Damit war das Eis gebrochen. Johannes bat den Freund, Platz zu nehmen; er selbst setzte sich, und dann erzählte er seinem aufmerksamen Zuhörer die ganze traurige Geschichte. Er schloß mit einer Beschreibung seines elenden, verzweifelten Zustandes.

„Also haben Sie den Priestern versprochen, nie wieder die protestantische Bibel zu lesen?“ fragte Herr S., als sein Freund schwieg.

„Ja, das habe ich fest versprochen.“

„Auch die Douay-Bibel nicht?“

„Nein, davon haben sie nichts gesagt“, entgegnete der arme Jüngling, während ein Hoffnungsstrahl sein kummervolles Gesicht zu erhellen begann.

„Dann“, entgegnete Herr S., „wollen wir zusammen die Douay-Bibel lesen.“

Neues Leben schien bei diesen Worten durch die Adern des jungen Mediziners zu strömen. Also sollte er doch noch die Bibel lesen dürfen? Dann konnte ja alles noch gut werden.

Die freundlichen Leser haben vielleicht schon von der Douay-Bibel gehört. Es ist dies eine in Douay, einer französischen Stadt, erschienene Bibelübersetzung. Dieselbe wird in England noch ziemlich viel benutzt, und ist auch Katholiken erlaubt zu lesen. Obwohl sie nun manche Fehler enthält und hie und da den Satzungen der römischen Kirche angepaßt ist, war doch die Nachricht, sie lesen zu dürfen, für unseren Johannes von unschätzbarem Werte.

Bis tief in die Nacht hinein saßen nun die beiden Freunde zusammen und lasen. Besonders die Stellen, die für den Zustand des unglücklichen jungen Mannes paßten, las Herr S. ihm wiederholt vor. Immer von neuem wies er ihn hin auf die Allgenugsamkeit des Werkes Christi, auf Sein vollkommenes Opfer für die Sünde, und mit heißer Begierde nahm Johannes jetzt die kostbare Stelle aus Röm. 8, 1 auf: „Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind“. Ach, das lautete anders als die gleißenden Worte der Priester! Es fiel wie erquickender Tau auf die dürre Seele des jungen Mannes.

Der Geist Gottes segnete die Bemühungen der Liebe. Der Verirrte wurde wieder völlig zurechtgebracht, seine Seele wiederhergestellt, und nun rühmte er in noch ganz anderer Weise seinen Herrn als vordem. Er war entschlossen, nie wieder die Hülfe eines Priesters in Anspruch zu nehmen, und nie wieder auf ihre Belehrungen zu hören, die, wie er jetzt deutlich erkannte, in unmittelbarem Widerspruch mit der Wahrheit Gottes standen. Der zerrißene Vorhang (Matth. 27, 51) zeigte ihm, daß der Gläubige ungehinderten Zutritt hat in die Gegenwart Gottes und dazu keines Priesters bedarf (Hebr. 10, 19), und daß die einzige Fürbitte, die er nötig hat, um vor Straucheln bewahrt zu bleiben, die des Herrn Jesu selbst ist.

Der Christ, welcher der Welt kühn seine Farben zeigt, kann sicher sein, auf Widerstand und Feindschaft zu stoßen. Das mußte auch Johannes erfahren. Seine Aufrichtigkeit und Treue für Christum zogen ihm das ernste Mißfallen seiner Eltern zu. Doch blieb er fest, und weder Drohungen noch Versprechen vermochten ihn von dem als richtig erkannten Wege abzubringen. Das Verhältnis zwischen ihm und seinen Eltern wurde allmählich immer gespannter. Wie sehr er darunter litt, ist leicht zu verstehen. Aber er konnte nicht anders, sein Weg war ihm so vorgeschrieben. Endlich kam es so weit, daß sein Vater an die Familie, bei der er wohnte, unter Beifügung des Geldes für die rückständige Miete zc. einen Brief schrieb, des Inhalts, er habe seinen Sohn enterbt, und sie brauchten daher von ihm nichts mehr für seinen Unterhalt zu erwarten.

Das war eine Glaubensprobe, nicht wahr? Was Johannes, der mit inniger Liebe an seinen Eltern hing, in diesen schweren Tagen an seelischen Leiden durchzumachen hatte, ist mit Worten kaum zu beschreiben. Doch Der, welcher die Prüfung zuläßt, reicht auch Gnade und Kraft dar, um sie zu ertragen. Das erfuhr auch der junge Student. Wohl fühlte er die Prüfung in ihrer ganzen Bitterkeit, aber sein Herz war ruhig und gefaßt in der Gemeinschaft seines Herrn. Er freute sich, für Ihn, der ihn zuerst geliebt hatte, leiden zu dürfen, und er lernte in dem Leiden mit dem Apostel sagen: „Ja, wahrlich, ich achte alles für Verlust wegen der Vortrefflichkeit der Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um dessentwillen ich alles eingebüßt habe und es für Dreck achte, auf daß ich Christum gewinne“.

Christliche Freunde boten ihm ihre Hülfe an, damit er seine Studien an der Universität fortsetzen könne. Nach einiger Zeit jedoch kam er zu dem Entschluß, die Hochschule zu verlassen und sein Studium überhaupt abzubrechen. Er fand in der Familie eines Edelmannes eine Stelle als Hauslehrer und verblieb dort längere Zeit. Nachher bat ihn eine vornehme Dame, die Erziehung ihrer Söhne zu übernehmen, welche die meiste Zeit mit ihr auf Reisen im Auslande zubrachten. Da sie sehr nach einem gottesfürchtigen Erzieher verlangte, ersuchte sie unseren Freund mehrmals inständig, doch ihrer Bitte zu willfahren. Aber sein Herz schlug voll heißer Liebe zu seinen Landsleuten. Sein Wunsch war, ihnen das reine Wort Gottes zu verkündigen, welches seiner eigenen Seele solch großen Segen ge-

bracht hatte. Die Liebe Christi drängte ihn, sie aus der Finsternis und Unwissenheit ihres natürlichen Zustandes zu Jesu, dem Lichte der Welt, zu führen. Und so schlug er das Anerbieten, so vorteilhaft es in irdischer Hinsicht für ihn war, aus und widmete seine ganze Kraft der Aufgabe, Seelen für Jesum zu gewinnen und Seine Liebe in einem besonders dunklen, unnachteten Teile seines Vaterlandes bekannt zu machen.

Ehrlich währt am längsten.

Ein englischer Herzog sah in einem unweit seines Schlosses gelegenen Dorfe eine schöne Kuh, die ihm so gut gefiel, daß er sie sogleich kaufte. Es wurde abgemacht, daß der Hirtenjunge, der alltäglich mit seiner Schafherde an dem herzoglichen Schlosse vorbeikam, sie am nächsten Morgen ihrem neuen Besitzer zutreiben solle.

So geschah es auch. Der junge Hirte mußte indes zu seinem nicht geringen Ärger erfahren, daß die Kuh nicht so lenksam und willfährig war wie seine Schafe. Er vermochte das Tier trotz aller Anstrengungen fast nicht von der Stelle zu bringen. Der Herzog, der um diese Zeit seinen gewohnten Morgenspaziergang machte, kam zufällig an den Ort, wo der Hirtenjunge sich erfolglos mit der Kuh bemühte und hilfeschuchende Blicke umhersandte. Kaum hatte der Knabe, der den Herzog nicht kannte, den Fremden bemerkt, als er ihm schon von weitem zurief: „He, Sie da! Kommen Sie doch, bitte, einmal

her und helfen Sie mir! Ich kann das Tier allein nicht von der Stelle bringen.“

Der Herzog, der gleich sah, daß der Junge ihn für einen gewöhnlichen Spaziergänger hielt, wollte sich einen Spaß mit ihm machen, ging ruhig weiter und tat so, als ob er nichts sehe und höre. Der Kleine ließ aber nicht nach, um Hülfe zu rufen und schrie endlich in halber Verzweiflung: „Kommen Sie doch und helfen Sie mir! Ich werde Ihnen dann auch mein Trinkgeld halb mitgeben.“

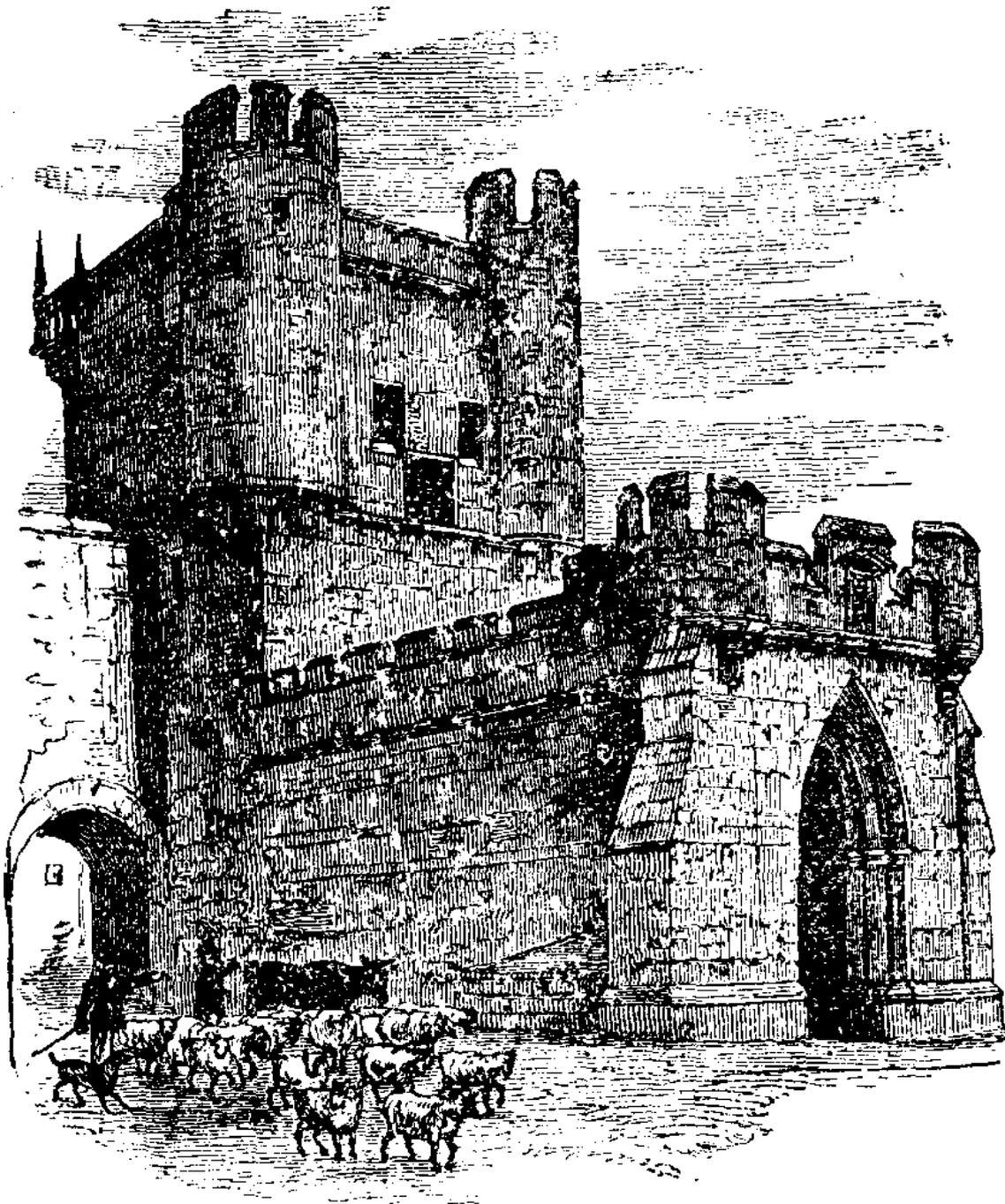
Dies hatte den gewünschten Erfolg. Der Herzog fuhr wie aus tiefem Sinnen auf und erklärte alsbald, er wolle helfen. Er ließ auch seinen Worten sogleich die Tat folgen, indem er mit seinem Spazierstock den Rücken des widerspenstigen Tieres gehörig bearbeitete. Das half.

„Was hoffst du denn für deine Mühe zu bekommen?“ forschte der Herzog, als die beiden nun friedlich hinter Kuh und Herde herzogen.

„Ich weiß es nicht“, antwortete der Gefragte; „aber ich erwarte ein gutes Trinkgeld. Denn die Herrschaften da im Schloß sind gegen unsereinen immer sehr freundlich.“

So naheten sie ihrem Ziele, und da die Kuh jetzt ruhig ihres Weges ging, verließ der Herzog den Knaben und schlug einen kürzeren Seitenpfad ins Schloß ein. Dort rief er einen Diener herbei und übergab ihm eine Guinee (sprich: Ginni), ein englisches Geldstück im Werte von einundzwanzig Schilling (= 21½ Mark), mit dem Befehl, es dem Knaben zu geben, der die Kuh herbeitreibe.

Nach einer Weile ging er selbst hinaus und



suchte den Jungen wieder auf, der sich mit seiner Schafherde bereits entfernt hatte.

Er fand ihn bald und fragte: „Nun, wieviel hast du bekommen?“

„Einen Schilling“, war die Antwort; „und hier ist die Hälfte für Sie.“

„Hast du wirklich nicht mehr als einen Schilling bekommen?“ fuhr der Herzog ernst fort.

„Nein; Sie dürfen es mir getrost glauben. Halten Sie das denn nicht für ein gutes Trinkgeld?“

„Nein“, antwortete der Herzog, „das ist kein gutes Trinkgeld. Jedenfalls ist es ein Irrtum. Und da ich mit dem Herzog gut bekannt bin, hoffe ich dir mehr besorgen zu können, wenn du mit mir umkehren willst. Die Schafe kannst du ruhig hier lassen, ich werde schon jemanden zur Beaufsichtigung hersenden.“

Der Junge war's zufrieden, und so gingen sie zusammen zurück. Im Schloß angekommen, ließ der Herzog sofort alle seine Diener zusammenrufen.

„Nun“, sprach er zu seinem jungen Begleiter, „zeige mir den Mann, der dir den Schilling gab.“

„Dieser war es“, antwortete der Knabe, auf einen der Männer deutend.

Der Dieb gestand denn auch gleich seine Schuld ein, da jedes Leugnen ja doch unnütz war, fiel dem Herzog zu Füßen und stammelte verwirrt einige Entschuldigungen. Doch der Herzog befahl ihm kurzerhand, dem Jungen die Guinee zu geben und augenblicklich seinen Dienst zu verlassen.

Der junge Hirte, der mittlerweile natürlich erkannt hatte, wer der Mann war, der ihm geholfen hatte, die Kuh zum Schloß zu treiben, stand da, sprachlos vor Staunen und Verlegenheit. Doch freundlich trat der Herzog auf ihn zu und erklärte ihm, wenn er wolle, brauche er nicht länger die Schafe zu hüten. Er, der Herzog selbst, wolle für ihn sorgen und ihm eine gute Schulbildung zu teil werden lassen. Und so ist es geschehen.

Merke: Es ist und bleibt wahr: „Ehrlich währt am längsten!“ und andererseits: „Die Geldliebe ist eine Wurzel alles Bösen“.

Petrus zu Lydda und Joppe.

(Apostg. 9, 32—43.)

Bei der Fortsetzung unserer Betrachtungen über das Leben und die Taten der Apostel kämen wir heute eigentlich zu der Befehung des Saulus von Tarsus, des späteren Apostels Paulus; aber da wir im nächsten Jahre, so der Herr will und wir leben, im Zusammenhang einen etwas weiteren Überblick über das Leben und den Dienst dieses gesegneten Knechtes des Herrn geben möchten, wollen wir für heute den von ihm handelnden Teil unseres Kapitels überschlagen und uns noch einmal dem Apostel Petrus zuwenden.

Wir verließen Petrus in Samaria, wohin er, wie wir wissen, in der Begleitung des Johannes gekommen war, um die durch Philippus zum Herrn geführten Seelen zu besuchen. Jedenfalls werden uns allen noch die ernstesten Worte in Erinnerung sein, welche er bei dieser Gelegenheit an Simon, den Zauberer, richtete, jenen Mann, der da meinte, durch Geld die kostbare Gabe des Heiligen Geistes erkaufen zu können. Während nun Philippus bald darauf die Weisung durch den Engel des Herrn empfing, auf den von Jerusalem nach Gaza führenden Weg hinabzugehen, wo er dann die im vorigen Hestchen berichtete wunderbare Begegnung mit dem

äthiopischen Kämmerer hatte, lesen wir von Petrus und Johannes, daß sie nach Jerusalem zurückkehrten und auf dem Wege dahin vielen Dörfern der Samariter das Evangelium verkündigten.

Es scheint nun, daß Petrus hinterher eine größere Reise zum Besuch der einzelnen Versammlungen unternommen hat; denn wir lesen in unserem Kapitel, daß „er auch zu den Heiligen hinabkam, die zu Lydda wohnten“. In dieser Stadt, die nicht weit vom Mittelländischen Meere entfernt liegt, fand er einen Menschen, — ob er ein Christ war oder nicht, wird uns nicht gesagt, — der seit acht Jahren gelähmt war. Es war also ein armer, bedauernswerter Mann, der uns ein wenig an jenen Lahmen erinnert, welcher jeden Tag an der schönen Pforte des Tempels bettelnd saß und von Petrus und Johannes geheilt wurde. Nur war dieser von Mutterleibe an lahm gewesen und war außerdem sehr arm, was wir von Aneas nicht lesen. Jedenfalls aber können wir von beiden Männern annehmen, daß sie schon von Jesu gehört hatten, und daß sie sicherlich nicht feindlich und ungläubig waren; denn sonst würde wohl Petrus nicht so gehandelt haben, wie er es tat.

Sobald Petrus den Aneas sah, sagte er zu ihm: „Aneas! Jesus, der Christus, heilt dich; stehe auf und bette dir selbst!“ Er fragt ihn nicht, ob er irgend einen Wunsch habe; er erkundigt sich nicht nach seinem Leiden und fragt auch nicht, ob er Glauben habe, geheilt zu werden — jedenfalls war ihm vom Herrn selbst über alles dieses genaue Weisung zugegangen — er spricht nur wenige Worte,

und auf der Stelle ist der Kranke geheilt. O welch ein wunderbarer Herr ist doch unser Jesus! Er kennt alle unsere Wünsche und Bedürfnisse; nichts ist Ihm verborgen. Mit dem Kleinsten und Geringssten beschäftigt Er sich ebensowohl wie mit dem Größten und Schwersten; und wenn Seine Zeit da ist, so hilft Er, und zwar hilft Er oft auf eine Art und Weise, die all unseren Verstand übersteigt. Möchten wir Ihm deshalb in allen Lagen rückhaltlos vertrauen!

Die erstaunliche Heilung des Aneas hatte eine überaus mächtige Wirkung. Wir lesen: „Und es sahen ihn alle, die zu Lydda und Saron wohnten, welche sich zum Herrn bekehrten“. Alle Bewohner dieser Orte mußten kommen und den geheilten Mann sehen, der so lange Jahre krank in ihrer Mitte gelegen hatte, und sie alle konnten der Macht des geschehenen Wunders nicht widerstehen. Gott selbst begleitete und bestätigte die einfache Predigt Seiner Boten in jenen ersten Tagen mit Zeichen und Wundern. Er „zeugte mit“, wie wir in Hebr. 2, 4 lesen, und dem Eindruck, den die wunderbaren Offenbarungen der Macht des Herrn ausübten, konnten die Hörer sich nicht verschließen. Gott benutzte in Seiner Gnade dieses Mittel zu ihrer Bekehrung.

Wandern wir jetzt von Lydda der Meeresküste zu. Dort lag, etwa fünfzehn Kilometer von Lydda entfernt, der wichtige Hafenplatz Joppe, auch Japho genannt. In dieser Stadt wohnte eine treue Christin, Namens Tabitha oder Dorcas. Ob sie reich war, wissen wir nicht, doch ist es möglich, denn sie

gab viele Almosen. Wichtiger ist für uns zu wissen, daß sie ein Leben führte, welches dem Herrn und den Seinigen geweiht war. Sie war voll guter Werke, eine Freundin und Helferin der Waisen und Witwen, für die sie Kleider und Leibröcke nähte. Außerdem gab sie, wie schon gesagt, viele Almosen.

Diese Dorkas ist ein Vorbild für uns alle, ob klein oder groß, Mann oder Weib. Denn aus welchem Grunde tat sie alle jene guten Werke? Etwa um Nutzen für sich selbst daraus zu ziehen, um sich gar den Himmel dadurch zu verdienen? O nein; sie gehörte ja schon dem Herrn an, und der Himmel war deswegen ihr sicheres Teil. Sie tat alles aus Liebe zum Herrn und zu den Seinigen. So sollte es auch bei uns sein. Wo wahre Liebe zum Herrn das Herz erfüllt, da kennt man keine größere Freude, als Ihm zu dienen. Und dazu bedürfen wir nicht großer Gaben, brauchen nicht weite Reisen zu machen oder vor Tausenden das Evangelium zu verkündigen, oder dergleichen. Zu solchem Werke ist nicht jeder fähig und berufen. Wir brauchen auch nicht reich zu sein. Die einzig wichtige Frage ist vielmehr die, ob wir Liebe haben. Ist das der Fall, so können wir alle dem Herrn dienen, indem wir den Seinigen Liebe erweisen. Die Liebe ist erfinderisch. Kranke besuchen, Kleinmütige trösten, Einsame und Bedrückte aufmuntern, sich der Schwachen annehmen — alles das und noch vieles andere sind Dienste, die nicht nur dem Herrn wohlgefällig sind, sondern auch uns selbst reiche, innerliche Befriedigung bringen.

Doch hören wir, was uns weiter über Dorkas berichtet wird. „Es geschah aber in jenen Tagen,

daß sie krank wurde und starb . . . Da aber Lydda nahe bei Joppe war, sandten die Jünger, als sie gehört hatten, daß Petrus daselbst sei, zwei Männer zu ihm und baten: Zögere nicht, zu uns zu kommen.“ Der Verlust der Wohltäterin der Armen wurde tief gefühlt, ja, man konnte sich offenbar gar nicht in den Gedanken finden, sie für immer verloren zu haben. Wieder ein neuer Beweis dafür, mit welcher uneigennützigem Liebe diese Frau gewirkt haben muß.

In der allgemeinen Trauer drang die Kunde nach Joppe, daß Petrus in dem nahen Lydda weile. Ohne Zweifel war auch dort erzählt worden, was in Lydda geschehen war. Was war natürlicher, als den Apostel sogleich holen zu lassen? Vermochte er einen Kranken, der lange Jahre gelähmt gewesen war, von seinen Leiden zu befreien, dann war es auch möglich, daß ihnen durch die Macht des Herrn ihre geliebte Dorcas aus den Toten wiedergeschenkt wurde.

Petrus, der dringenden Bitte folgend, begab sich mit den beiden Abgesandten nach Joppe, und bald finden wir ihn in dem Obersaal, wo man den Leichnam aufgebahrt hatte. Um ihn drängten sich die weinenden Frauen und zeigten ihm unter vielen Klagen die Kleidungsstücke, welche ihre heimgegangene Freundin und Schwester mit so vieler Liebe für sie angefertigt hatte.

Der Apostel fühlte sicherlich tief mit den Weinenden, aber er stimmte nicht ein in die Schmerzensausbrüche, welche die Tote ja doch nicht ins Leben zurückrufen konnten; er schaute auf Gott, trieb alle hinaus, kniete nieder und betete. Er wandte sich an Den, der hier allein helfen konnte, an den Herrn

über Leben und Tod. Inbrünstig flehte er zu Ihm; und als er die Gewißheit erlangt hatte, daß seine Bitte erhört sei, kehrte er sich zu dem Leichnam und sagte fest und bestimmt: „Tabitha, stehe auf!“

Als bald öffnete sie ihre Augen, und „als sie den Petrus sah, setzte sie sich auf. Er aber gab ihr die Hand und richtete sie auf.“ Dann öffnete er die Tür des Obersaales, rief die Heiligen und die Wittwen herbei und — stellte ihnen die Gestorbene lebend dar. Was für ein Staunen und Jubeln wird unter den Geschwistern gewesen sein, als sie die geliebte Schwester wieder in ihrer Mitte sahen! Wichtiger aber ist, daß auch durch dieses Ereigniß wieder viele Herzen getroffen wurden und sich zum Herrn bekehrten.

So berichtet denn der vorliegende kurze Abschnitt von zwei Beispielen, wo tote Menschen (denn der Gelähmte kann wohl auch so genannt werden, hilf- und kraftlos wie er war) durch die Kraft Gottes zu neuem Leben erwachten. Bewunderungswürdige Tatsache! Aber noch mehr zu verwundern ist, daß dieselbe Macht, welche sich damals kundgab, heute noch Tag für Tag um uns her wirksam ist. Ja, immer noch geschehen erstaunliche Heilungen, unbegreifliche Zeichen und Wunder. Tote Seelen werden lebendig gemacht, geistlich Blinde und Lahme geheilt. Wir lesen in Eph. 2, 4. 5: „Gott aber, der reich ist an Barmherzigkeit, wegen Seiner vielen Liebe, womit Er uns geliebt hat, als auch wir in den Vergehungen tot waren, hat uns mit dem Christus lebendig gemacht, — durch Gnade seid ihr errettet, — und hat uns mitauferweckt“. Genau so ist es. Wer Augen hat zu sehen, erfährt es und

preist Gott. Dieselbe Macht, welche einst Christum von den Toten auferweckte, bringt auch jetzt noch Seelen vom Tode zum Leben und aus der Gewalt Satans zu Gott. Wohl dem, der dieser Macht Gottes sich nicht entzieht, sondern sie an seiner Seele wirken läßt! Wo sie ihr Werk getan hat, da zieht ein seliges Glück ins Herz ein, und die Seele ist für ewig in Sicherheit gebracht.

Am Schlusse unseres Kapitels wird uns noch erzählt, daß Petrus viele Tage in Joppe blieb bei einem Gerber, Namens Simon. Von hier aus sandte Gott ihn dann später nach Cäsarea zu dem gottesfürchtigen Hauptmann Kornelius.

Ein bestimmtes „Nein“.

Sie gingen zusammen zur Kirche durch die kühlen Nebel eines Wintermorgens — Mutter und Sohn.

Die Mutter, eine lange, schwächliche Frau, ein wenig gebückt, mit magerem, gelblichem Gesicht, dunklen, tiefliegenden Augen und einem leidenden Zuge, der ihrem ganzen Wesen aufgeprägt war. Der Sohn, noch nicht erwachsen, aber in Rock und langen Hosen, kein Kind mehr, aber doch mit einem Kindergesicht, bleich und schwächlich wie die Mutter, nur nicht mit ihren glänzenden schwarzen Augen. Matt, fast ausdruckslos schaute er vor sich hin, wie jemand, der sich mit dumpfer Gelassenheit in sein trauriges Schicksal ergibt.

„Halte dich an mir fest, Franz“, hören wir die

Mutter sagen, während sie den Arm des blassen Knaben unter den ihrigen nimmt, „es ist so neblig, und du könntest fallen.“

Der Angeredete antwortet nicht; nur ein tiefer Seufzer kommt über die bleichen Lippen.

„Was fehlt dir, mein Junge? Ist es denn nicht gut so?“

„O Mutter, du weißt selber, daß es nicht gut so ist. Anstatt daß ich dich stütze, mußt du mir helfen, und so ist es immer. Ich bin dir nur zur Last, sonst nichts.“

„Ach, sprich doch nicht so! Du bist ja mein Ein und Alles. Glaubst du, wenn es anders mit dir stände, daß ich dich dann lieber haben würde?“

„Nein, Mutter, das nicht“, entgegnet er leise, während er ihren Arm an sich drückt, „aber wir würden dann glücklicher sein, und du würdest nicht mehr nötig haben so schwer zu arbeiten. Nein, Mutter, sicher nicht. Ich würde arbeiten, und du würdest es gut haben. Aber jetzt —“

Hier bricht der arme Junge plötzlich ab. Daß „jetzt“ ist schlimm genug in seiner Wirklichkeit, es bedarf keiner weiteren Beschreibung.

„Mein lieber Junge, sprich doch nicht in einer solchen Weise“, antwortet die Frau in sanft zurechtweisendem Tone. „Wir haben es bis jetzt immer gut gehabt zusammen. Gott hat uns am Leben erhalten, und wir haben noch jeden Tag unser Brot gehabt. Warum bist du denn so bitter gestimmt?“

„Fragst du auch noch warum, Mutter? Wie viele Male bin ich schon weggeschickt worden, weil

meine Augen zu schwach sind! Jetzt gerade wieder! Und die Leute haben ja auch recht. Denn wer kann einen blinden Jungen brauchen? Der ist zu nichts nütze.“

„Aber du spielst doch so schön, Franz!“

„Ach, die dumme Musik! Was tue ich damit? Wenn kein Geld da ist, um guten Unterricht nehmen zu können, was soll dann Rechtes aus einem Menschen werden? Was haben die paar Stückchen zu sagen, die man spielen kann? . . . Ich wollte, ich wäre tot!“

„Nein, Franz, so darfst du nicht fortfahren. Das kann ich nicht anhören. Sieh einmal, wir sind im Begriff, Gottes Wort zu hören, und du gehst dahin mit einem Herzen voll Empörung wider Gott und voll böser Gedanken! Gott ordnet unseren Lebensweg, nicht wir selber, und deshalb müssen wir alles aus Seiner Hand annehmen, wie Er es gibt. Wenn wir dagegen murren, so ist das Sünde. Und dann, wenn du tot wärest, wie sollte ich es ertragen? — Komm, wir wollen uns da drinnen Mut holen“, fügte sie leise hinzu, während sie einen Augenblick vor der Kirche, die man inzwischen erreicht hatte, stehen blieb; „und möge der Herr selber die unruhigen Wogen stillen, mein Junge, und dir Seinen Frieden in das arme Herz senken!“

Mutter und Sohn sitzen nebeneinander in der Kirche. Die letzten Orgeltöne sind gerade verflungen, und eine große Stille erfüllt den weiten Raum, als der alte, gläubige Prediger betet und danach das Kapitel vorliest, über welches er sprechen will. Es ist Daniel 3.

„Der König Nebukadnezar machte ein Bild von Gold.“

Mutter und Sohn hörten aufmerksam zu, denn die Predigt war gut, schön und voller Kraft. Ja, von der Kanzel dieser alten Kirche herab wurde wirklich das Höchste und Herrlichste, das ein Menschenherz glücklich machen kann, verkündigt. Auch die anderen Zuhörer lauschten andächtig; eine Viertelstunde nach der anderen verstrich, doch niemand schien an die Zeit zu denken. Der Gegenstand war aber auch zu interessant.

Jetzt redete der Prediger über das bestimmte „Nein“ von Sadrach, Mesach und Abednego. Er führte aus, wie es ähnliche Augenblicke in dem Leben aller Kinder Gottes gebe. Da gibt es Lagen, wo ein halbes „Nein“ vielleicht den Betreffenden retten kann, aber auf Kosten der Ruhe des Gewissens; andere Lagen, wo ein bestimmtes „Nein“ den sicheren Verlust aller irdischen Habe zur Folge hat, wo aber auch der Friede, den die Welt nicht kennt, in überschwenglichem Maße dem zuteil wird, der es ausspricht. Lagen wiederum, wo man zu wählen hat zwischen einem bestimmten „Nein“ und dem „feurigen Ofen“ einerseits, und dem Nachgeben in der Versuchung und der Gunst der Welt andererseits.

Sadrach, Mesach und Abednego setzten dem Ansinnen des Königs ein bestimmtes „Nein“ entgegen, obwohl sie wußten, daß sie selbst damit ihr schreckliches Schicksal besiegelten.

Der König wurde voll Grimmes und befahl, den Ofen siebenmal mehr zu heizen, als zur Heizung hinreichend war. Ach! konnte Gott die Flammen

nicht dämpfen, als Seine treuen Zeugen hineingeworfen wurden? Das „Nein“ war ausgesprochen, die Glaubenstat war vollbracht — mußten sie denn nun doch noch die furchtbaren Leiden kosten? Ja, es schien so, der Ofen braunte weiter, und die drei Männer befanden sich darin.

Die Welt triumphierte. Aber was war das? „Ich sehe vier Männer frei wandeln mitten im Feuer“, mußte der entsetzte Nebukadnezar ausrufen, „und keine Verletzung ist an ihnen; und das Aussehen des Vierten ist gleich einem Sohne der Götter.“

Der Herr erspart uns nicht die Versuchung, aber Er tritt mit uns ein in den Schmelzofen der Leiden.

So kann ein bestimmtes „Nein“ wohl den feurigen Ofen bringen, aber dieser vermag uns nicht zu verderben: Christus ist mit uns darin.

Das war es etwa, was der alte, ehrwürdige Pfarrer in seiner Predigt ausführte. Mutter und Sohn lauschten und lauschten, denn es war so schön. Wohl fragte sich die Mutter: „Warum gerade dieser Text und kein anderer für meinen Jungen, der doch so sehr des Trostes bedarf?“ Aber sie beruhigte sich mit der Zuversicht, daß nichts von ungefähr komme, und daß auch dies zum Guten mitwirken müsse.

Der Herr wußte es ja am besten, was ihnen nottat, und sie würde nur alles verderben, wenn sie selbst zu wählen hätte. Das machte sie glücklich; denn sie hatte gelernt, alles den Händen ihres Herrn zu übergeben.

* * *

Mutter und Sohn befinden sich auf dem Heimwege. Er wieder an ihrem Arm, denn die Nebel hängen noch tief in die Straßen hinab, und er ist ja beinahe blind, der einzige Sohn der armen Witwe.

„Eine schöne Predigt, Mutter“, sagt er leise in dem Tone eines Menschen, in dessen Herzen nach einem heftigen Sturm die Ruhe wieder eingekehrt ist. Sie will etwas antworten, aber da sieht sie jemand von der anderen Seite der Straße gerade auf sich zukommen. Es ist neblicht, und sie weiß noch nicht recht, wer es ist.

Ha! nun weiß sie es, denn er steht fast vor ihr und . . .

„So, Mütterchen!“ sagt er, „ich habe gestern die Miete wieder nicht erhalten. Das kann so nicht weiter gehen, hören Sie?“

Keine Antwort. Die Worte bleiben der armen Frau in der Kehle stecken. Soll sie dem Manne von ihrem Elend erzählen und ihn um Geduld bitten? Doch er scheint überhaupt keine Antwort zu erwarten und fährt fort:

„Also alles gut und recht; aber ich muß in der nächsten Woche die rückständige Miete haben oder — nun ja, Sie wissen ja. Meine Wohnungen sind keine Wohltätigkeitsanstalten.“ Lachend über seine geistreiche Bemerkung verschwindet er im Nebel, wie ein böser Geist in den Wolken der Finsternis.

Mutter und Sohn setzen ihren Weg fort.

„Mutter!“ sagt Franz leise.

„Sei still, mein Junge! Simei konnte David nicht fluchen, ohne daß der Herr es zugelassen hätte; und darum ließ David ihn fluchen und murrte nicht.“

„Nein, Mutter, das wollte ich nicht sagen.“

„Was denn, Franz?“

„Es sind nur noch vier Torfstücke im Hause.“

„Ich weiß es, mein Junge.“

„Und, Mutter, ist noch was . . . zu essen da?“

„Ja, noch etwas für heute und morgen.“

„Aber, Mutter, was soll denn nachher werden?“

„Ich weiß es nicht, mein Junge.“

„Ich auch nicht, Mutter.“

„Aber Gott weiß es, Franz. Werfen wir unser Vertrauen nicht weg. Der Herr wird für uns sorgen.“

Als die beiden nach Hause kamen, trafen sie in der einfachen Kellerwohnung jemanden an, der auf ihre Rückkehr gewartet zu haben schien. Es war ein anständig gekleideter Herr, der bei ihrem Eintritt sogleich aufstand und sich in geläufigen Worten entschuldigte, daß er in ihre Wohnung eingedrungen sei. Er habe geklopft, keine Antwort erhalten und dann gemerkt, daß die Tür offen stehe. Darauf sei eine Nachbarin herbeigeeilt und habe ihm gesagt, daß „sie in der Kirche seien und wohl bald nach Hause kommen würden“.

Man hatte während dieser Auseinandersetzung Platz genommen, und Mutter und Sohn waren jetzt sehr gespannt zu erfahren, was denn dieser Besuch zu bedeuten habe.

„Ja, ja, ich will es Ihnen gleich sagen“, entgegnete der gesprächige Herr auf eine dahingehende Äußerung. „Ich bin schon einigemal hier vorbeigekommen und habe Harmoniumspiel gehört. Sicher der junge Herr, welcher spielt?“

Franz nickte zustimmend.

„So so, ich hatte es mir gedacht. Nun, ich habe schon gemerkt, daß Sie beide es nicht allzu gut haben, und die Nachbarin hat vorhin meine Vermutung bestätigt. Ja, ja, die Zeiten sind schlecht, und mit der Musik ist heutzutage auch nicht viel zu verdienen. — Da möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Was würde der junge Herr wohl dazu sagen, wenn er jeden Abend anderthalb Mark verdienen könnte?“

Mutter und Sohn trauten kaum ihren Ohren. Hatten sie recht verstanden? Anderthalb Mark jeden Abend! Das machte fast zehn in der Woche! Das Paradies schien ihnen seine Tore zu öffnen. Dann würde alles Leid zu Ende sein. Und, herrlicher Gedanke! Franz würde etwas verdienen für sein Mütterchen und ihr nicht länger nur zur Last sein. O das war eine Aussicht, die ihn fast überwältigte.

Der Besucher merkte wohl, welch einen tiefen Eindruck sein Vorschlag gemacht hatte. „Ja, ja!“ fuhr er fort, „ich hatte es mir schon gedacht. Und was brauchen Sie dafür zu tun? Nichts als jeden Abend zu kommen und von neun bis zwölf Uhr Klavier zu spielen. Die Stücke werden Sie schon schnell lernen.“

„Aber wo soll das denn sein, mein Herr?“ fragte die Mutter, die kaum wußte, ob sie wache oder träume.

„Hier an der Ecke, in dem Kaffeehause!“

Ein Erdbeben oder ein Blick aus heiterem Himmel hätte die Mutter nicht mehr treffen können als diese wenigen Worte.

Sie springt von ihrem Stuhle auf, und ihr sonst leicht gebeugtes Haupt ist hoch aufgerichtet. Ihre dunklen Augen sprühen Feuer, und ihre Lippen zittern. Noch antwortet sie nicht, sondern ihr Blick gleitet nur von dem Sohne auf den Sprecher und von diesem wieder auf den Sohn zurück. In ihren Ohren klingt es wieder, was sie soeben in der Kirche über das bestimmte „Nein“ gehört hat. Es ist ihr, als stehe sie vor Nebukadnezar, während eine große, große Volksmenge vor dem goldenen Bilde auf dem Angesicht liegt; nur sie allein steht aufrecht da.

„Nein, mein Herr!“

Sie ruft es mit so viel Nachdruck und so laut, daß der Mann zusammenschrückt und sich fragt, ob die Frau nicht plötzlich den Verstand verloren habe.

„Nun, nun“, entgegnet er begütigend, „warum denn auf einmal so aufgeregte? Sie tun ja gerade, als ob ich Sie beleidigt hätte, und ich meinte es doch so gut mit Ihnen.“

„Nein, mein Herr!“ wiederholte sie in demselben entschiedenen Tone. „Mein Sohn soll nicht in einem Kaffeehause spielen. Nie, so lange ich lebe!“

„Ach was, Sie machen viel zu viel aus der Sache. Was ist denn Böses dabei? Der Junge soll ja nur spielen, nichts anderes. Er ist ohnedies beinahe blind und sieht kaum, was um ihn her vorgeht. Und Ihnen ist aus der Not geholfen. Bedenken Sie, anderthalb Mark jeden Abend! Sonntagabend braucht er nicht“

„Nein, mein Herr“, fällt sie ihm in die Rede. „Ich will nichts mehr darüber hören.“

„Und wie denkt der junge Herr?“

„Nein, — ich will nicht.“

Die Augen der Mutter hatten die ganze Zeit auf Franz geruht; sie las jedes Wort, das er jetzt sprach, von seinen Lippen. Er sagte es leise, mit zitternder Stimme, aber er sagte es. Der Sieg war erstritten.

* * *

Mutter und Sohn sind wieder allein.

Sie sitzt auf einem Stuhle, und er kniet vor ihr, das Gesicht in ihrem Schoße verbergend. Ihre Hand ruht auf seinem Kopfe, und in ihren Augen liegt noch ein strahlender Glanz, der von dem stattgehabten Kampfe Kunde gibt.

„Mutter“, sagt er mit ersticker Stimme, „o Mutter, wie schwer ist es mir geworden! Ich sei ja doch blind, sagte er, und wir sind so arm!“

„Franz, willst du denn gehen?“

„Nein, Mutter.“

„Ich wußte es wohl, mein Junge. Und bist du jetzt bange vor dem feurigen Ofen?“

„Mit dir bin ich vor nichts bange, Mutter.“

„Mit Christo sind wir vor nichts bange“, entgegnet sie ernst. „Ich kann nichts für dich tun in dem feurigen Ofen. Er aber alles.“

Und fürwahr, Mutter und Sohn befanden sich jetzt in dem feurigen Ofen: sie waren bedrängt von Mangel, Hunger und Kälte.

Aber sie waren nicht allein, und da war „keine Verletzung an ihnen“, und das Aussehen des Dritten war „gleich einem Sohne der Götter“.

„Alles vermag ich in Dem, der mich kräftigt.“

(Phil. 4, 13.)

Was du tust an jedem Tage,
Tu' es für und mit dem Herrn.
Schickt Er Schmerzen dir und Plage,
Trag' auch diese für Ihn gern.

Gib't's zu tun nur kleine Dinge,
Tue sie in Seiner Kraft!
Ihm ist gar nichts zu geringe,
Wenn die Hand für Ihn nur schafft.

Was du tust, ist nicht so wichtig,
Und worin dein Werk besteht,
Wenn nur alles gut und richtig
Nach des Herren Willen geht:

Ob du treu und flink bereitest
Dein Geschäfte Tag für Tag,
Oder ob du stille leidest,
Gehst durch Weh und Ungemach.

Laß uns drum auf Jesum schauen,
Unsre Lebenszeit Ihm weihn!
Nur wenn wir dem Herrn vertrauen,
Werden wir glücklich sein. (Ps. 84, 5—7.)

(Von einer jungen gläubigen Kranken.)

„Jesus war so freundlich, Er starb für mich.“

Es war ein kalter Februarmorgen. Ich war auf dem Wege zum Bahnhof, und da ich mich etwas verspätet hatte, eilte ich schnellen Schrittes durch die Straßen, in der Hoffnung, noch meinen Zug zu erreichen. Atemlos sprang ich die zum Bahnsteig führenden Stufen hinauf; doch war ich noch nicht auf der Hälfte der Treppe angelangt, als mir das bekannte Schnauben der Lokomotive sagte, daß der Zug sich bereits in Bewegung setze.

„Wie ärgerlich!“ rief ich aus. „So war denn all mein Laufen und Rennen umsonst!“ Doch kaum waren mir in der Aufregung die hastigen Worte entschlüpft, als mein Blick auf einen jungen, kränzlich aussehenden Mann fiel, der, gestützt auf den Arm einer Frau, keuchend die Treppe hinauffstieg. Die an und für sich geringe Anstrengung verursachte bei ihm einen solch heftigen Hustenanfall, daß ich mir sagte, der körperliche Zustand des Mannes müsse höchst bedenklich sein. Mein Ärger war verflogen und machte einem Gefühl der Beschämung Platz. Ich dankte Gott in meinem Herzen, daß Er mich den Zug hatte verspäten lassen, um mir so Gelegenheit zu geben, ein Wort von Seiner Liebe an einen Mitpilger auf dem Wege zur Ewigkeit zu richten.

Das Paar nahm auf einer Bank Platz. Ich setzte mich neben sie und wandte mich, nachdem der junge Mann wieder etwas zu Atem gekommen war,

mit den Worten an ihn: „Sie sind wohl auf dem Wege zum Bürgerfrankenhanse?“

„So ist's“, antwortete er seufzend, „doch will ich mir dort nur Arzneimittel holen und mich noch einmal untersuchen lassen, da man mein dringendes Gesuch um Ausnahme ins Krankenhaus leider abschlägig beschieden hat.“

„Nun“, antwortete ich, „vielleicht kann ich Ihnen hierin von einigem Nutzen sein; ich habe Bekannte in der Anstalt und will sehen, was sich für Sie tun läßt.“

Nachdem ich mir darauf Namen und Adresse meines neuen Bekannten, der einst Lokomotivführer gewesen war, notiert hatte, knüpfte ich an seinen leiblichen Zustand an, um einige Worte über sein Seelenheil mit ihm zu reden. Er hörte mir mit sichtlichem Interesse zu. Doch währte unser Beisammensein nicht lange, da bald ein zweiter Zug kam, der mich rasch meinem Ziele zuführte.

Noch am gleichen Tage begab ich mich ins Krankenhaus, doch blieben meine Bemühungen um den jungen Mann erfolglos. Die Ärzte erklärten mir bestimmt, sie könnten meine Bitte nicht erfüllen, da die Krankheit schon zu weit vorgeschritten sei.

Ein oder zwei Tage vergingen. Sobald ich einen freien Abend hatte, machte ich mich auf den Weg in das Viertel der Stadt, wo mein junger Freund wohnen sollte. Es war eines der ärmsten. Nicht ohne Mühe fand ich Straße und Haus. Eine unordentlich gekleidete Frau öffnete die Thür. Auf meine Frage, ob Albert L.—, so hieß der Kranke, hier wohne, antwortete sie:

„Ja, der wohnt hier, und es ist gut, daß einmal jemand nach ihm sieht. Sein Zustand hat sich in den letzten Tagen bedeutend verschlimmert. Gehen Sie nur hinauf, eine Treppe hoch, dann geradeaus.“

Der Anweisung folgend, stieg ich die Treppe hinan. Kaum war ich oben angelangt, als ich auch schon jenen schrecklichen, hohlen Husten vernahm, der mir nur zu deutlich sagte, daß ich am richtigen Orte war.

Ich klopfte an; Frau L.— öffnete und rief bei meinem Anblick in freudigem Tone: „Ach kommen Sie nur schnell herein! Albert hat Sie schon lange erwartet.“

Ich trat ein, schrak aber förmlich zusammen, als ich des Kranken ansichtig wurde. Welche Verwüstung hatte die tückische Krankheit in dem ohnehin so geschwächten Körper des jungen Mannes angerichtet seit den wenigen Tagen, die ich ihn nicht gesehen hatte! Albert eilte offenbar mit Riesenschritten seinem Ende zu.

Er begrüßte mich freudigen Blickes. Doch werde ich wohl nie in meinem Leben den Ausdruck der Verzweiflung vergessen, der sich über das Antlitz des armen Mannes verbreitete, als ich ihn von dem Ergebnisse meiner Bemühungen in Kenntniß setzte. Ich teilte ihm so schonend wie möglich die Aussage der Ärzte über seinen Zustand mit, aber Furcht und Entsetzen schienen sich seiner Seele zu bemächtigen, als er aus meinem Bericht vernahm, daß keine Aussicht auf Erhaltung seines Lebens mehr sei. Aus seinen abgekehrten Zügen sprach ein solch hoffnungsloser Schmerz, daß ich es nicht länger ertragen konnte und

den Blick von ihm abwenden mußte. Mein Herz blutete, und ich schrie in meinem Innern zu Gott, daß Er mir doch ein Wort für den armen, unglücklichen Menschen da vor mir in den Mund legen möge. Nachdem ich mich ein wenig gefaßt hatte, wandte ich mich wieder zu ihm, gab ihm meine innigste Teilnahme an seinem traurigen Geschick zu verstehen, und fragte ihn dann, an unser Gespräch auf dem Bahnsteig anknüpfend, ob er jetzt einige Hoffnung für die Zukunft in Bezug auf die ewigen Dinge habe.

„Nein, o nein!“ rief er. „Ach, ich bin zu schlecht!“

Diese Worte gaben mir Mut. Sie lauteten so ganz anders, als die Aussagen, die man so oft von sterbenden Lippen vernimmt: „Ich habe ein ehrbares Leben geführt“, „Ich habe niemandem unrecht getan“, „Ich bin nicht schlechter als andere Menschen“ u. s. w. Hier war ein zerbrochenes Herz, und in ein solches weiß die Liebe Gottes Eingang zu finden.

„Mein lieber junger Freund“, begann ich, „über diesen Punkt kann ich Sie, Gott sei Dank! beruhigen. Niemand ist so schlecht, daß er nicht von seiten Gottes Erbarmen finden könnte. Jesus, der Herr der Herrlichkeit, der Sohn Gottes, ist Mensch geworden, hat auf der Erde gewandelt und ist endlich am Kreuze gestorben, „der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe“. Jesus hat das Werk der Erlösung für uns arme, verlorene, sündige Menschen vollbracht, und jetzt bleibt für den Sünder nichts mehr zu tun übrig, als an Ihn und an dieses herrliche Werk zu glauben. Sein kostbares, am Kreuze auf Golgatha vergossenes

Blut reinigt von aller Sünde. Sie können nicht zu schlecht für Christum sein. Ihre Schuld kann nicht größer sein, als daß Jesu Blut sie zu tilgen vermöchte. Sogar der Räuber, der am Kreuze neben Ihm hing und Ihn wenige Stunden vorher noch geschmäht hatte, fand Erbarmen und erhielt die Versicherung, daß er an demselben Tage noch mit Jesu im Paradiese sein werde. Und daß Gott das Werk Jesu Christi angenommen hat, hat Er dadurch bewiesen, daß Er Seinen Sohn aus den Toten auferweckt und zu Seiner Rechten droben verherrlicht hat. Darum, wenn Sie an Jesum Christum, den gestorbenen und auferstandenen Heiland, glauben, so ist Ihre Errettung völlig und gewiß. „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.““

Tränen rollten über die bleichen Wangen des Kranken, während er mit gespanntester Aufmerksamkeit der Erzählung von der Liebe lauschte, womit Gott den Menschen geliebt hat, als dieser noch tot in Sünden und Übertretungen war.

Nachdem ich darauf meine Kniee gebeugt hatte, um Gottes Segen auf das ausgestreute Samenkorn herabzuflehen, verließ ich die ärmliche Behausung. Ich tat es mit Trauer im Blick auf den leiblichen Zustand des Kranken, aber auch voll freudiger Zuversicht, denn ich war sicher: Gottes Geist wirkte an dem Herzen und Gewissen meines jungen Bekannten.

Der nächste Abend fand mich wieder auf dem Wege zur Wohnung des einstigen Lokomotivführers.

Als ich das Zimmer betrat, verkündete mir schon der glückliche, strahlende Ausdruck, der auf dem Gesicht des Kranken lag, daß Gott in Seiner großen Barmherzigkeit Sein Werk zu Ende geführt hatte. Die Tränen waren versiegt; nur Freude sprach aus seinen Blicken, als er mir sagte, daß er sich dem Herrn Jesu voll und ganz übergeben habe. Ja, er hatte Christum im Glauben ergriffen. Jetzt geriet er nicht mehr in Verzweiflung, wenn von seinem Tode die Rede war; der Tod hatte für ihn seinen Stachel verloren, und er dankte Gott, der ihm den Sieg gegeben hatte durch den Herrn Jesum Christum.

Mehrere Male noch besuchte ich den mir jetzt so teuren Kranken, und jedesmal war es eine Freude, seinen einfachen, kindlichen Glauben an seinen Herrn und Heiland wahrzunehmen, der, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „ein solcher Trost für ihn war“.

Es folgte dann eine längere Zeit, in welcher ich durch andere Pflichten verhindert war, meinen armen kranken Freund zu besuchen. Als ich endlich wieder in seine Wohnung kam, war es nur, um von den Lippen seiner Frau zu vernehmen, wie friedlich und glücklich ihr teurer Mann entschlafen sei. Wie sie mir weinend mitteilte, hatte Albert am letzten Sonntagnachmittag gegen $\frac{1}{2}$ 2 Uhr, als er zusehends schwächer wurde, sie zu sich gerufen und sie gebeten, ihm noch einen letzten Kuß zu geben. Als sie darauf in lautes Schluchzen ausgebrochen war, hatte er leise und zärtlich geflüstert: „Johanne, weine nicht — ich gehe heim — zu Jesu — in die Herrlichkeit. — Der Weg — war — sehr schmal, — seitdem ich ihn — zuerst — betrat, — aber ich sehe — bereits — das

Ende — und — eine Herrlichkeit — so hell — o so — hell —.“

Dann hatte er sich an seinen Bruder gewandt, der ebenfalls im Zimmer anwesend war, und mit der letzten Kraft die Worte gesagt: „Jesus — war — so — freundlich. — Er starb — für mich. — Eile — zu — Ihm, — teurer — Bruder — jetzt!“

Die letzten Worte waren kaum hörbar gewesen. Noch ein tiefer Atemzug, und Albert war heimgegangen zu seinem teuren Herrn, dessen Liebe ihn noch zur rechten Zeit gefunden hatte.

Teurer Leser, hast du wie Albert T. — dein Vertrauen auf Jesum gesetzt und in Ihm Trost und Heil gefunden? Sieh, wie glücklich der arme Leidende dadurch wurde! Befindest du dich auf dem schmalen Wege zur Herrlichkeit? Wenn nicht, so eile doch, ich bitte dich, heute noch in einfältigem Glauben zu Jesu hin, komm gerade wie du bist. Du wirst nicht zurückgewiesen werden; denn Er hat gesagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen“. (Joh. 6, 37.)

Das Johanniwürmchen.

Am Abend eines heißen Sommertages saß eine arme Witwe an dem offenen Fenster ihrer bescheidenen Wohnung. Der Mond schien hell und beleuchtete das Antlitz der Frau und das heitere Gesichtchen des sechsjährigen Anton, der zu den Füßen seiner Mutter saß. Doch obwohl um sie her eine liebliche Ruhe herrschte, so war dennoch die arme

Witwe nicht glücklich. Ihr Abendessen stand noch unberührt auf dem Tische, und Tränen rollten ihre Wangen hinab.

Maria Hartmann war zu Anfang des Frühjahrs Witwe geworden. Ihr Gatte hatte es durch Fleiß und Sparsamkeit so weit gebracht, daß er mit Hülfe einer kleinen Geldsumme, die er geliehen, das Häuschen mit dem daranstoßenden Garten hatte kaufen können. Er und sein junges Weib lebten auch ganz glücklich, bis das Nervenfieber kam und den Mann hinwegraffte. Frau Hartmann, die ihren Gatten während seiner Krankheit mit großer Sorgfalt gepflegt hatte, bekam ebenfalls das Fieber in hohem Grade. Aber der Herr erbarmte sich über den kleinen Anton und schonte die Mutter. Langsam genas sie von ihrer Krankheit, befand sich aber dann in äußerst schwierigen Umständen. Doch sie setzte ihr Vertrauen auf Den, der ihren verstorbenen Gatten in den schwersten Leiden gestärkt und getröstet hatte, auf den Vater der Waisen und der den Witwen Recht schafft.

Johann Hartmann hatte lange bei einem reichen Bauer gearbeitet, der ihn wegen seiner Rechtschaffenheit und Treue hochgeachtet und ihm auch, als er das Haus mit dem Garten kaufte, die Summe von 125 Talern unter der Bedingung vorgestreckt hatte, daß er ihm jährlich 12½ Taler zurückzahle. Johann hatte dieses bis zu seiner Krankheit regelmäßig getan, und Maria wußte, daß nur noch 25 Taler bezahlt werden mußten. Doch auch der Bauer war am Fieber gestorben; und sein Erbe, ein Schwiegersohn, fand unter den Papieren des Akten den Schuld-

schein von 125 Talern. Da er nun nichts von den näheren Umständen wußte, so forderte er die ganze Summe von der Witwe. Vergeblich versicherte diese, daß ihr Mann bereits 100 Taler bezahlt habe. Er glaubte ihr nicht und ließ sie schließlich bei Gericht vorladen. Da sie keinen Beweis für die zurückerstatteten 100 Taler beizubringen vermochte, wurde sie zur Bezahlung der vollen Summe verurteilt. Und da sie nichts außer ihrem Häuschen und dem daranstoßenden Garten besaß, so sollte das kleine Besitztum gerichtlich versteigert werden. Alle ihre Bitten und Vorstellungen blieben unberücksichtigt; und sie hatte gerade vor etlichen Stunden durch einen Nachbar die Kunde erhalten, daß der Verkauf auf den folgenden Tag festgesetzt sei.

Meine jungen Leser werden jetzt wohl begreifen, warum das Auge der armen Witwe an diesem Abend mit Tränen beneht war. Sie war völlig überzeugt, daß ihr Mann das Geld bezahlt hatte, und sie wußte, daß eine Quittung darüber vorhanden war. Aber trotz allen Suchens hatte sie den Kalender, der die so wichtige Notiz enthielt, nicht finden können. Trostlos und gramgebeugt saß sie jetzt also in ihrem Zimmer. Zuweilen erhoben sich ihre Blicke zu dem sternbesäten Himmel; dann aber senkten sie sich immer wieder auf das zu ihren Füßen sitzende Kind. O wie quälte sie der Gedanke, daß sie bald ihr Häuschen verlassen müsse, und daß sie nie wieder für ihren Sohn das köstliche Obst von jenen Bäumen werde herabschütteln können, die sein Vater mit eigener Hand gepflanzt hatte! So saß sie lange Zeit stumm vor sich hinbrütend da, nur die Tränen flossen immer

reichlicher, bis schließlich der kleine Anton sich erhob und seine Armchen um ihren Hals schlang.

„Weine nicht, Mutter!“ sagte er in zärtlichem Tone. „Weißt du nicht mehr, was der Vater sagte, als er so sehr krank war? „Sei doch nicht so traurig“, sagte er; „Gott wird für dich sorgen.“ Ist es denn nicht wahr, was der Vater gesagt hat?“

„Ja, mein liebes Kind; der Vater hat die volle Wahrheit gesagt“, versicherte die Mutter.

„Aber warum weinst du denn?“ fragte Anton. „Will uns der gute Gott nicht helfen? Wenn ich bei dem Vater im Walde war, dann lief ich zu ihm, sobald ich Hunger hatte, und jedesmal gab er mir ein Stück Brot. Wenn Gott unser Vater ist, so wird Er uns doch auch helfen.“

„Gewiß“, versicherte die Mutter unter fortwährendem Weinen.

„Aber warum bist du denn so traurig, Mutter? Laß uns lieber Gott bitten, daß Er uns helfen möge.“

„Du hast recht, mein teures Kind“, sagte die Mutter mit zitternder Stimme; und vor ihrem Stuhle mit dem kleinen Anton niederknieend, wandte sie sich flehend an den Herrn mit der Bitte, sie doch aus ihrer großen Verlegenheit retten zu wollen.

Die Tränen versiegten. Der Glaubensmut kehrte in das Herz des armen Weibes zurück. Hatte sie doch ihren Kummer vor den Ohren ihres allmächtigen Gottes und himmlischen Vaters ausgeschüttet! Schweigend nahm sie ihren Platz wieder ein; da hörte sie plötzlich den lebhaften Knaben ausrufen:

„Schau einmal her, Mutter! Was ist das? Dort ist ja ein kleines Fünfchen. Jetzt kommt es durchs

Fenster. „Si wie hübsch! O sieh! jetzt ist es nahe beim Tische. Was mag das sein?“

„Das ist ein Johannismwürmchen, mein Kind“, erklärte die Mutter. „Am Tage gibt es kein Licht von sich; aber des Nachts glänzt es so schön.“

„Darf ich's fangen?“ rief der Knabe glücklich aus. „Werde ich meine Finger nicht daran verbrennen?“

„O nein, du darfst schon zugreifen“, erwiderte die Mutter. „Fange das Tierchen nur; aber drücke es nicht, denn sonst stirbt es.“

Anton hatte allen Kummer und alles Leid vergessen und versuchte das funkelnde Tierchen zu ergreifen, welches bald unter dem Tische, bald unter einem Stuhle oder über seinem Kopfe wie ein Lichtstreifen dahinzog. Doch gerade in dem Augenblick, als er es nahe genug glaubte, um es mit einem Griff einzufangen zu können, flog es unter einen alten Schrank, der an der Wand stand.

„O Mutter, das liebe Tierchen ist mir entwischt“, sagte der Knabe, ein wenig verdrießlich. „Es sitzt dort dicht an der Wand. Da sehe ich's wieder; es ist gerade, als ob der Mond darauf schiene. Aber ich kann so weit nicht reichen, mein Arm ist zu kurz.“

„Habe nur ein wenig Geduld; bald wird das Tierchen seinen Flug wieder beginnen“, beschwichtigte die Mutter.

Der Knabe wartete einige Augenblicke; aber das Johannismwürmchen schien sich auf seinem Ruheplätzchen behaglich zu fühlen und durchaus keine Neigung zu haben, seinem kleinen Verfolger zu Liebe eine

neue Luftfahrt zu beginnen. Da sprang Anton in seiner Lebhaftigkeit zur Mutter und sagte in bitten-dem Tone:

„O Mutter, willst du nicht den Schrank ein wenig von der Wand abschieben? Dann werde ich das Tierchen fangen können. Bitte, willst du es tun?“

Die Mutter erfüllte die Bitte des Kindes; und bald war Anton im Besitz seines kleinen Gefangenen. Wie jubelte er! Aber die Aufmerksamkeit der Mutter hatte sich inzwischen auf einen ganz anderen Gegenstand gelenkt. Als sie nämlich den Schrank von der Wand abrückte, war ein kleines Buch zu Boden gefallen. Sie hob es auf und stieß einen Freudenschrei aus.

„O Welch ein Glück!“ rief sie, das Gefundene mit zitternden Händen ergreifend. „Da ist ja der Kalender, den ich so lange vergeblich gesucht habe. Jetzt können wir beweisen, daß der Vater das Geld bezahlt hat, welches man von uns fordert.“

Augenblicklich wurde ein Licht angezündet; und mit Tränen der Freude und des Dankes überflogen ihre Blicke den Kalender. Da stand es ja mit deutlichen Buchstaben geschrieben, was ihr Mann nach der letzten Abrechnung mit seiner Arbeit abverdient hatte, und wie viel er noch schuldig geblieben war. Alles stand hier schwarz auf weiß. Oben fand man die Rechnung mit Tag und Datum, und darunter las man die Worte:

„Heute rechnete ich mit Johann Hartmann ab, und erkläre hiermit, daß mir derselbe nur noch den Betrag von 25 Talern schuldet.

N. N.“

Das glückliche Weib war vor Freude über diesen Fund fast außer sich. Ihre Verlegenheit war gehoben, ihr Kummer beseitigt; sie brauchte nicht mehr ihr trautes Heim mit ihrem Kinde zu verlassen.

„Laß uns dem Herrn danken, mein Kind“, rief sie dem Knaben zu, der über der Freude der Mutter seinem kleinen Gefangenen die Freiheit wiedergegeben hatte. „Wir bleiben jetzt in unserem Häuschen. Der Herr hat geholfen!“

Ja, Er, der eine Zuflucht in der Not ist, hatte das Flehen der armen Mutter und des vaterlosen Knaben vernommen. Während sie ihre Bitte um Hülfe aussprachen, sandte Er einen kleinen Boten, um ihnen den Ort zu zeigen, wo der so lange vergeblich gesuchte Kalender sich befand. Der Herr hatte es bewirkt, daß der verstorbene Bauer solch eine deutliche Erklärung hineingeschrieben hatte, daß niemand dagegen etwas einzuwenden vermochte; Er hatte die Quittung treu aufbewahrt und zu einer Zeit ans Licht gebracht, wo kein Mensch sich die Angelegenheiten der bekümmerten Witwe zu Herzen nahm. Wie leicht hätte der alte Kalender, als sie krank darniederlag und von den Nachbarn bewacht und gepflegt werden mußte, zu irgend einem Zwecke verwandt und vernichtet werden können! Der Herr hatte es verhütet.

Mein lieber Leser! die erste Frage ist allerdings für dich, ob du durch Gottes Gnade durch das Blut Christi die Vergebung deiner Sünden erlangt hast und mit Gott versöhnt bist. Kannst du diese Frage aber mit dankbarem Herzen bejahen, dann lerne aus dieser Geschichte auch in den kleinsten Umständen auf

den Herrn vertrauen. Wie gering ist der Wert eines alten Kalenders! Und dennoch darf man nicht daran zweifeln, daß der Herr es war, der den Wert dieses Kalenders kannte und ihn an geeigneten Orte aufbewahrte. Und welch ein kleines, unscheinbares Tierchen ist ein Johannismurmchen! Und dennoch war es der Herr, der alle Bewegungen dieses Insekts aus dem Garten nach dem Fenster und vom Fenster nach dem Schranke leitete. Ja, der Herr war es, der die Aufmerksamkeit des kleinen Knaben auf das Funkeln des Tieres lenkte und auf diese Weise der armen Witwe zur Entdeckung der ihr so wichtigen Quittung verhalf, wodurch sie mit einem Male aus aller Verlegenheit befreit wurde. Gerade in den kleinsten Dingen strahlt die fürsorgende und erbarmende Liebe des Herrn oft am meisten hervor. O möchten wir doch stets unser volles Vertrauen Ihm schenken! Nichts würde unsere Herzen ruhiger machen.

Doch kehren wir noch einen kurzen Augenblick zu unserer Geschichte zurück. Die jetzt überglückliche Mutter begab sich am folgenden Morgen schon in aller Frühe zum Richter. Der junge Bauer wurde geholt und der Kalender ihm vorgelegt. Und als die Witwe erzählte, daß derselbe als eine Antwort auf ihre Gebete gefunden worden sei, da konnte man in den Augen mancher der Umstehenden helle Tränen glänzen sehen. Der junge Bauer bat unter tiefer Rührung wegen seiner Härte um Verzeihung, schenkte der Witwe die noch fehlenden 25 Taler und gab ihr Arbeit und Verdienst auf seinem Gute.

So hatte der Herr also für alles Sorge getragen und auch hier wiederum gezeigt, daß Er in der That ein Vater der Waisen ist und den Witwen Recht schafft.

„Das Höckerichte soll zur Ebene werden.“

„Schon wieder der letzte Samstag im Jahre“, sagte der alte Meister G., als er eines Samstags gegen Abend in die Küche trat, wo alles bereits für den kommenden Sonntag ordentlich und nett hergerichtet war. Er hatte seinen Schuhladen geschlossen, und kam nun, um die letzten Stunden der Woche mit seiner betagten Gattin in Ruhe und Stille zu verleben. Das war seine Gewohnheit gewesen, so lange er verheiratet war; und das war eine schöne Spanne Zeit, denn er und seine Frau hatten schon beinahe fünfzig Jahre Freud und Leid miteinander geteilt. An den Samstagabenden, wo er seine Arbeit immer etwas früher einzustellen pflegte, schlossen sie dann zusammen ihre Wochenrechnung mit Einnahme und Ausgabe ab, und zwar nicht nur im Blick auf das eingegangene und wieder verausgabte Geld. Nein, was in der Woche gedacht und gesprochen, gelesen und getan worden war, alles kehrte am Samstagabend noch einmal in die Erinnerung zurück. Was es Verkehrtes gegeben hatte, wurde dann gemeinschaftlich nochmals vor den Herrn gebracht, und für die vielen Beweise Seiner Güte

wurde Ihm noch einmal Dank gesagt. So konnten sie in Frieden der neuen Woche entgegengehen.

„Also schon wieder der letzte Samstag im Jahre“, wiederholte Meister G., während er sich am Tische niederließ. Eine Wolke schien bei diesen Worten ihren Schatten über seine Stirn zu verbreiten. Ach, seine Frau wußte wohl, was die Ursache davon war. An so manchem Samstagabend, und besonders an diesem, dem letzten Samstag im Jahre, hatten sie miteinander über Wilhelm, das jüngste ihrer Kinder geredet, das vor Jahren das elterliche Haus verlassen hatte und in der Fremde weilte, niemand wußte wo.

Vater G. seufzte. Seine Gedanken waren allerdings bei seinem armen Kinde. Wieder waren zwei- und fünfzig Samstage im verflossenen Jahre vorbeigegangen, und noch immer war keine Nachricht gekommen von dem Sohne, den er lieb hatte, mochte er auch noch so verkehrte Wege gehen.

Am heutigen Tage hatte der Gedanke an den Verlorenen den alten Mann besonders trübe gestimmt. Den ganzen Nachmittag schon hatte er am Arbeitstisch über die traurige Geschichte nachsinnen müssen. Dort, ihm gegenüber, wo jetzt Nachbars Peter saß, war früher Wilhelms Platz gewesen. Hier hatte er ihn das Handwerk gelehrt, und hier hatte er auch Tag für Tag über das Heil seiner Seele mit ihm gesprochen und ihn immer wieder auf den Heiland der Sünder hingewiesen. Doch Wilhelm hatte nicht hören wollen; seine Ohren hatte er verstopft und sein Herz verhärtet. Die Schusterwerkstätte war ihm bald zu eng geworden, und je älter er ward, desto unbequemer wurden ihm die

ernsten Mahnworte des Vaters. Es kam schließlich so weit, daß er eines Tages das elterliche Haus verließ, mit der ausgesprochenen Absicht, nie mehr etwas von sich hören lassen zu wollen.

Der Verblendete hatte Wort gehalten. Sieben Jahre waren seitdem verflossen, und noch nicht eine Zeile hatte er nach Hause geschrieben. Durch Bekannte vernahmen die armen Eltern, daß er sich bei der französischen Fremdenlegion habe anwerben lassen. Dann hatte ihnen im Anfang dieses Jahres der Dorfschulze gesagt, er habe seinen Namen in einer französischen Zeitung gelesen. Das war das Einzige, was den alten Eltern in dieser langen Zeit zu Ohren gekommen war; und es war wahrlich wenig geeignet, sie aufzuheitern. Nun war auch dieses Jahr wieder beinahe zu Ende gegangen, ohne nähere Nachricht gebracht zu haben. Würden sie wohl je wieder einen Bericht von ihm selber empfangen? Würde ihr armer Sohn je wieder auf den richtigen Weg gelangen?

In wenigen Tagen war Neujahr. An diesem Tage sammelten sich stets alle ihre Kinder und verschiedene ihrer Enkelkinder um sie, und alle freuten sich im voraus auf den Tag, den sie wieder einmal „zu Hause“ zubringen durften. Nur Wilhelm würde auch diesmal wieder fehlen. Auch diesmal würden sie, wie so oft schon, mit Schmerz an die Stelle aus dem Prediger denken müssen: „Das Krümme kann nicht gerade, und das Fehlende kann nicht gezählt werden“. Ach, sie würden so gern Wilhelm mitzählen unter den Ihrigen, aber er würde wieder fehlen.

Wenn aber auch ihr Jüngster bei solchen Gelegenheiten nicht mitgezählt werden konnte, geschah dies desto häufiger in den Gebeten der beiden Alten. Wenn sie des Abends ihre Kniee beugten, dann wurde mehr an ihn, der auf krummen Wegen ging, gedacht, als an die anderen, die durch Gottes Gnade auf rechter Straße wandelten. Ihr Flehen ging dahin, der Herr möge ihnen vor ihrem Tode die Gewißheit schenken, daß ihr Sohn sich zu Jesu gewandt habe, und daß sie ihn droben bei Ihm wiederfinden würden; das genügte ja. Ja, das war unendlich mehr wert, als wenn er nach Hause zurückgekehrt wäre in demselben ungebrochenen Zustande wie früher. Ihn immer noch unbefehrt, ohne Christum zu wissen, das machte ihnen gerade das Herz so schwer; das entlockte auch jetzt dem greisen Meister manch tiefen Seufzer, und das bewog die betagte Mutter, die alte Familienbibel herbeizuholen, aus welcher sie schon so oft Trost und Ermunterung geschöpft hatten.

„Vater“, sagte sie plötzlich zu ihrem Manne, „wir haben so oft an das Wort gedacht: „Das Krumme kann nicht gerade werden“, aber weißt du auch, daß im 40. Kapitel des Propheten Jesaja das Gegenteil davon steht?“

„Nein, das weiß ich nicht. Was steht denn da?“

„Höre einmal zu. Vorhin blätterte ich in der Bibel, und da fiel mein Auge auf die Worte: „Tröstet, tröstet mein Volk! spricht euer Gott“. Ich las weiter, und da fand ich im vierten Verse folgendes: „Jedes Tal soll erhöht, und jeder Berg und Hügel erniedrigt werden, und das Höckerichte soll zur Ebene werden, und das Hügelige zur

Niederung! Und die Herrlichkeit Jehovas wird sich offenbaren, und alles Fleisch miteinander wird sie sehen“."

Meister G. lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Ja, seine Frau hatte in der Tat recht. Vielleicht hatte er auch schon einmal die Stelle gelesen, hatte aber noch nie ihren kostbaren Sinn erkannt. „Will das wohl sagen, Mutter, daß wir Menschen das Krümme nicht gerade machen und das Fehlende nicht zählen können, aber daß der Herr es vermag und es auch tun wird?“ entgegnete er jetzt.

„Jedenfalls. Er kann es und wird es auch tun. O ich bin Ihm so dankbar, daß Er mich auf diese Stelle aufmerksam gemacht hat! Ich glaube bestimmt, daß Wilhelm noch einmal zurecht kommen wird. Wohl weiß ich, daß Gott hier von der Wiederherstellung aller Dinge redet; aber Er, der mächtig ist, alles Höckerichte eben zu machen, kann auch die Sache mit unserem Wilhelm ins Reine bringen. Laß uns nur im Gebet nicht nachlassen, Vater, und nicht mutlos werden.“

Die glaubensstarken Worte seiner Gattin machten auf den alten Meister einen tiefen Eindruck. Sie beruhigten ihn wunderbar, obwohl sie ihn zu gleicher Zeit beschämten. Er beschloß, mehr als bisher sein ganzes Vertrauen auf seinen Gott und Vater zu setzen und alles Seiner Führung zu überlassen. —

Wieder war ein Jahr verstrichen. Es war am Abend vor Neujahr. Am nächsten Tage wurden wie gewöhnlich die vielen lieben Gäste erwartet. Von Wilhelm war noch immer keine Nachricht ge-



kommen. Da brachte der Postbote einen Brief. Er kam aus fernem Lande. Mit zitternder Hand wurde er geöffnet. Sollte er ? Die beiden Alten wagten die Frage nicht auszusprechen. Jetzt war

der Brief entfaltet, und ein Freudenschrei durchzitterte den kleinen Raum. In der That, es war ein Schreiben von dem verlorenen Sohne. Nach einem langen Leben in Sünde und Gottlosigkeit war er endlich zu sich selbst gekommen und war zusammengebrochen vor dem Angesicht des heiligen Gottes. Und Gott hatte sich über ihn erbarmt und sein Auge auf Jesum gelenkt. Dort hatte er Vergebung seiner Sünden gefunden. Ach, wie sehr wünschte er jetzt, alles Vergangene ungeschehen machen zu können! Aber dazu war es zu spät. In tiefer Reue flehte er seine alten Eltern an, ihm doch auch zu vergeben, nachdem Gott ihm so große Gnade habe widerfahren lassen. Sobald es ihm möglich sei, werde er zu ihnen eilen, um sich persönlich ihre Verzeihung zu holen und ihnen durch doppelte Liebe ein wenig Ersatz für all den Kummer zu bieten, den er ihnen während so vieler Jahre bereitet habe.

Die freundlichen Leser mögen es sich selbst ausmalen, mit welchen Gefühlen die beiden Alten diesen Brief lasen. Der Verlorene war zur Einkehr gekommen und jetzt auch ein Eigentum des Herrn. Ihre Gebete waren erhört! Gott hatte in der That das Krümme gerade, das Höckerichte zur Ebene gemacht. Jetzt konnten sie ruhig ihre Augen schließen und in Frieden heimgehen. Sie mußten, daß sie alle ihre Kinder demaleinst droben bei Jesu in der Herrlichkeit wiederfinden würden.

Mein lieber Leser! Wie treu und barmherzig ist doch unser Gott. Aber sage mir: Kennst du Ihn auch als deinen Gott und Vater? Wieder geht ein Jahr seinem Ende zu, und vieles ist geschehen, was

frumm war und frumm geblieben ist. Vielleicht ist es auch mit dir, mit deinem Zustande vor Gott noch nicht gerade geworden. O bedenke doch, was das sagen will! Es heißt nichts anderes, als daß du, wenn du jetzt abgerufen werden solltest, in allen deinen Sünden vor den Augen eines heiligen und gerechten Gottes erscheinen müßtest. Was würde dein Loos sein? Die ewige Verdammnis! Doch Gott will nicht deinen Tod. Er möchte jetzt, wo es noch Zeit ist, so gern bei dir das Krümme gerade machen. O so laß dich warnen! Dein ewiges Heil steht auf dem Spiele. Kehre um und eile zu Jesu, bekenne Ihm deine Sünden und laß dich retten. Sein auf Golgatha vollbrachtes Erlösungswerk ist auch für dich da.

„Als er noch fern war.“

In dreifacher Weise wird in dem fünfzehnten Kapitel des Evangeliums Lukas die göttliche Liebe zu dem verlorenen Menschen zum Ausdruck gebracht, und zwar in der Liebe des Sohnes, des suchenden Hirten, in der Liebe des Heiligen Geistes, dargestellt durch das Weib, das mit der Lampe in der Hand das Haus auskehrt und durchsucht, und endlich in der Liebe des Vaters, die uns in der Geschichte von dem verlorenen Sohn so lebendig vor Augen tritt. Dreimal wird in diesem Kapitel der Mensch in seinem verlorenen Zustande beschrieben, dreimal sucht, rettet und nimmt die göttliche Gnade den Verlorenen auf,

und dreimal frohlockt die göttliche Freude über den Gefundenen. Doch ist es besonders ein Vers in diesem kostbaren Kapitel, aus welchem uns die Herrlichkeit des Evangeliums in besonderem Glanze entgegenleuchtet. Es sind die Worte: „Als er aber noch fern war, sah ihn sein Vater und wurde innerlich bewegt und lief hin und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn sehr“.

„Als er noch fern war.“ In fünf kurzen, einfachen Worten wird uns hier der Zustand des Menschen beschrieben. Adams erstes Gefühl nach seinem Falle war, sich so weit wie nur irgend möglich von Gott zu entfernen; und seine Nachkommen sind ihm darin mit verhängnisvoller Bereitwilligkeit gefolgt. Die Welt ist schon vor der Flut in eine entsetzliche Entfernung von Gott gekommen. Die Geschichte Israels ist wiederum nur eine Schilderung des Abfalls von dem allerhöchsten Gott. Indes hat der Ruf: „Kreuzige Ihn! Kreuzige Ihn!“ erst in Wahrheit gezeigt, wie weit der Mensch wirklich von Gott abgewichen ist.

Wir alle befinden uns schon bei unserem Eintritt in diese Welt in Entfernung von Gott: wir sind sündige, unreine Geschöpfe. Jeder Schritt des Lebens vergrößert die Entfernung und bringt uns nach Herz und Sinn weiter von Ihm ab, so daß kein richtiger Gedanke in uns Raum haben kann, bis wir sagen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen“. Damit wird alles anders, und der Weg zum Vaterhause steht für uns offen.

Nachdem der verlorene Sohn in unserem Kapitel zu sich selbst gekommen war und sein ganzes Glend

erkannt hatte, entschloß er sich, zu seinem Vater zu gehen und zu ihm zu sagen: „Vater, ich habe gesündigt“. Und nun lesen wir: „Als er aber noch fern war, sah ihn sein Vater“. Gerade so ist es mit uns. Gott erweist Seine Liebe zu uns darin, daß Christus, da wir noch Sünder und Feinde waren, für uns gestorben ist. Für völlig Kraftlose und Gottlose hat Er Sein Leben gelassen. Ja, während wir noch schuldbedeckt und fern von Gott sind, kommt uns die Gnade entgegen.

Gottes Auge ruht stets auf uns, selbst wenn wir in Herz und Leben noch weit von Ihm entfernt sind. Er sieht alle unsere Handlungen, und welcher Art mögen dabei wohl Seine Gefühle über uns sein? Wenn ein Gläubiger jemanden gegen sich sündigen und allerlei Böses ersinnen sieht, wird da nicht sein Herz erregt? Und dürfen wir nicht mit aller Ehrerbietung auch von Gott sagen, daß Sein Herz, wenn Er den Sünder auf seinen bösen, gottlosen Wegen dahingehen sieht, erregt wird? Freilich nicht in derselben Weise wie unser Herz; denn bei uns vermischen sich so leicht Eigenliebe und Selbstsucht mit den Gefühlen des Erbarmens über unseren Nächsten. Aber hier ist es Gottes Herz, das erregt wird. „Er ward innerlich bewegt“, lesen wir. Wenn Gott den Menschen sich weiter und weiter entfernen sieht, wenn Er in das Herz des Menschen schaut und seine bösen Gedanken beobachtet, seine verderbten Handlungen, seinen Haß und seine Feindschaft sieht, so wird Er, trotzdem Er die Sünde haßt und richten muß, dennoch innerlich bewegt. Er fühlt Erbarmen mit dem armen Erdenwurm, der

sich auflehnt gegen Seine Autorität, ja, der Seine Liebe mit Füßen tritt. Denn es ist jetzt die Zeit der Gnade, nicht der gerechten Vergeltung. Und wie erst wird Sein Herz bewegt, wenn es dem Sünder selbst vor seinem Elend graut und er anfängt, sich nach Heil und Rettung zu sehnen!

Aber ach! es fällt dem Menschen so schwer, sich der göttlichen Macht und Liebe zu unterwerfen. Er möchte Gott für seinesgleichen ansehen. „Du dachtest, ich sei ganz wie du.“ (Ps. 50, 21.) Der Stolz ist nahe verwandt mit dem Unglauben. Einst hat man einen Ungläubigen angesichts der Schrecken des nahen Todes, doch Buße zu tun. Was antwortete er? Er könne nicht ein solch armseliger Mensch sein und im letzten Augenblick noch zu Gott kommen. So starb er. Mein teuer Leser! Sei nicht ein solcher Tor! Gott ist groß, unendlich groß, und unser Platz vor Ihm ist im Staube. Er ist groß an Heiligkeit, aber auch groß an Erbarmen. So gehe denn zu Ihm! Sprich wie der verlorene Sohn: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und will zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt“.

Die Größe der göttlichen Liebe für den Sünder zeigt sich in den Worten: und sein Vater „ließ ihn“. Mit langsamen, zögernden Schritten kehrt das verlorene Kind, wenn es zu sich selbst gekommen ist, nach Hause zurück, das Herz voll banger Zweifel. Aber was tut der Vater? „Er läuft“ dem Umkehrenden entgegen! Wie ist die göttliche Liebe zum Handeln so schnell bereit! „Siehe, ich komme, um deinen Willen, o Gott, zu tun“, sprach Jesus, und

dann kam Er auf diese Erde und wurde der demütige, abhängige Mensch. Und als Er fast am Ende Seiner irdischen Laufbahn angekommen war und das Kreuz mit seinen Schrecken, aber auch mit der darauf folgenden Freude vor Ihm lag, sagte Er: „Ich habe eine Taufe, womit ich getauft werden muß, und wie bin ich beengt, bis sie vollbracht ist!“ Er war beengt, in der Betätigung Seiner Gefühle gehemmt; die göttliche Liebe war gleichsam auf einen geschlossenen Raum beschränkt, bis Sein Kreuz die Tore öffnete, welche ihr den ungehinderten Ausfluß gestatteten. Bis das Sühnungswerk vollbracht, und Er als Sieger von den Toten auferstanden war, konnte Er nicht ohne jedes Hindernis des Vaters Liebe verkündigen, noch unbeschränkt die Fülle des Herzens Gottes offenbaren. Aber dann hinderte Ihn nichts mehr.

Und o, wie bereit ist Gott, den Verlorenen, der zu sich selbst gekommen ist und nun unter der Erkenntnis seiner Schuld zusammenbricht, aufzunehmen! Wie träge und langsam aber sind unsere Herzen, an diese Bereitwilligkeit zu glauben und zu Ihm umzukehren, selbst dann wenn Er uns die ganze Abscheulichkeit unseres Zustandes und der „Träber, welche die Schweine fraßen“, gezeigt hat! Aber die Liebe ruht nicht. Sie lockt und zieht mit Macht. Und hat sie ihren Zweck erreicht, so eilt Gott, um uns zu begegnen. Welch eine überwältigende, anbetungswürdige Liebe! Der verlorene, zu sich selbst gekommene Sohn hat gewiß Verlangen nach Hause, aber der Vater sehnt sich nach seinem Kinde!

Die Gnade führt von bösen Wegen
 Den Sünder, den verlornen, aus;
 Die Liebe eilt ihm froh entgegen,
 Als käm' der einz'ge Sohn nach Haus.

Nachdem die Entfernung geschwunden ist, weicht auch die Finsternis und das Bangen. Alles ist Licht und Freude. Der Vater „fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn sehr“. Dies geschieht, während der Sohn noch in Lumpen gehüllt und mit dem Schmutz des fernen Landes bedeckt ist. Beachten wir das wohl! Es ist von besonderer Wichtigkeit. Der heimkehrende Sohn mochte manch heiße Träne über seinen traurigen Zustand und sein verlorenes Leben geweint haben; aber Tränen, so heiß und aufrichtig sie sein mögen, können nicht eine einzige Sünde abwaschen; Buße, so ernst und tief sie gehen mag, kann uns nicht mit passenden Gewändern bekleiden. Beides, Schmerz und Buße, ist nötig, unbedingt nötig, aber das was den Sünder in einen neuen Menschen verwandelt, sind nicht seine Gefühle, seine Reue, sondern ist einzig und allein die Liebe des Vaters.

Die Küsse des Vaters sagten mehr, als alle Worte es vermocht hätten. In den drei Worten „küßte ihn sehr“ werden die Wunder der Versöhnung zum Ausdruck gebracht. Es ist nicht nötig zu bemerken, daß der Vater seinem Sohne vergab. Sicherlich tat er das; aber mehr als das, tausendmal mehr sagen uns seine Küsse, — er liebte ihn mit der Liebe eines Vaterherzens.

Und so liebt Gott auch dich, du Abgeirrter, der du auch „noch fern“ bist. Er fordert dich auf, Halt

zu machen auf deinem Wege der Sünde. Er sehnt sich danach, daß du zu dir selbst kommen und umkehren mögest zu Ihm, damit Er dir entgegeneilen, dir deine Lumpen ausziehen und dich mit den Kleidern ewigen Heils bekleiden könne. Auch durch diese Zeilen läßt Er dir die Botschaft von Seiner Liebe nahe bringen. Möchte sie geöffnete Ohren bei dir finden, damit heute wieder Freude im Himmel sei über einen Sünder, der Buße tut!

Ein Traum.

Eine Mutter saß am Krankenbett ihres Sohnes. Bewußtlos lag er da, nur dann und wann wachte er für einige Augenblicke auf, aber dann stöhnte er laut vor Schmerzen. Es war noch Nacht; doch warfen die ersten Lichtstrahlen des anbrechenden Morgens bereits einen grauen Dämmererschein in das Gemach.

Die Nacht hatte der armen Mutter Stunden banger Sorge gebracht. War es die letzte für ihr todkrankes Kind hier auf Erden gewesen? Ach, sein Zustand war gefährlich genug. Sein Leben hing an einem seidenen Faden. Und sie hatte ihn doch so lieb, ihren einzigen Sohn! Er war die Freude ihres Herzens gewesen. Schon früh hatte er den Herrn Jesum kennen und lieben gelernt; er war ein begabter Junge, fast spielend schien er mit seiner gesunden, aufgeräumten Natur alle Schwierigkeiten des Lebens zu überwinden. Allgemein pries man

sie glücklich wegen ihres Sohnes. Und nun? Sollte Gott ihn ihr wegnehmen, ihren Liebling, den Er ihr doch geschenkt hatte, und ohne den sie nicht leben zu können meinte?

Bei diesem Gedanken faltete sie die Hände, und dem tiefbewegten Mutterherzen entstrangen sich die Worte: „O Gott! Laß mich meinen Liebling behalten! Nimm ihn mir nicht! Ich kann nicht ohne ihn leben. Du bist stärker als der Tod. Ach! erhalte mir meinen Jungen! Ich habe ihn doch so nötig, und wir könnten so glücklich miteinander sein.“

In dieser Weise rief sie lange Zeit unter Tränen zum Herrn, bis sie endlich vor Kummer und Übermüdung in Schlaf fiel.

Sie träumte: Es war ihr, als ob sie viele Jahre später aus dem Schlafe erwache. Sie befand sich an einem fremden Ort, unter völlig unbekanntem Menschen. Es waren lauter bedauernswerte Geschöpfe, Taube, Blinde, Krüppel, Verwachsene und auch einige Irrsinnige.

Sie schob ein Handwägelchen vor sich her, in welchem einer der Unglücklichen saß. Wer es war und was ihm fehlte, wußte sie nicht. Aber sie hatte eine schreckliche Ahnung; denn blonde, ihr nur zu wohlbekannte Haare bedeckten seinen Hinterkopf. Doch wagte sie nicht, sich ihren Schutzbefohlenen genauer anzusehen, aus Furcht vor einer entsetzlichen Entdeckung.

Langsam schritt sie voran. Sie bemerkte, wie die Vorübergehenden ihr nachschauten oder gar mit den Fingern auf sie wiesen.

Nach und nach schlug sie ein schnelleres Tempo

ein, nur um den nachschauenden Blicken der Leute, die ihren schrecklichen Argwohn noch verschärften, zu entgehen. Endlich kamen sie an einen einsamen Platz im Walde.

„Ich glaube auch, daß dies der richtige Platz ist, Mutter“, tönte es da plötzlich aus dem Wagen an ihr Ohr.

Mit einem Ruck hielt sie das Gefährt an. Einen Schrei ausstoßend, tat sie ein, zwei Schritte vorwärts und — schaute in die treuen Augen ihres lieben Jungen. Aber wie war er verändert, seitdem sie ihn zuletzt gesehen hatte! Er war ein Mann geworden. Aber wo war die gesunde Farbe seiner frischen Wangen geblieben? Wo die Lebenskraft und der Frohsinn, die ihm einst aus den Augen geblitzt hatten? Ach! er war völlig gelähmt, schwach und hilflos wie ein kleines Kind, und die geringste Bewegung bereitete ihm Schmerzen.

Alles das wurde ihr mit einemmale, wie es ja in Träumen oft geschieht, klar, und darum verstand sie auch den leisen Vorwurf, der aus seinen schönen blauen Augen sprach.

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und blickte ihn voll trauriger Zärtlichkeit an.

„Mein lieber Sohn“, sagte sie, „ich bin so törricht gewesen. Ich war mir damals nicht bewußt, daß Gott so viel weiser und barmherziger ist als wir. Heute weiß ich es. Willst du mir vergeben, mein Junge? Ich war selbstsüchtig und eigenwillig in meinen Wünschen, und Er hatte dich doch so viel lieber als ich, und all die Jahre hättest du in ungestörter Freude und völligem Frieden bei Ihm wei-

len können. Aber die ganze Zeit habe ich dich hier gehalten mit deinem kranken Körper und deiner gebrochenen Kraft. Ich, deine Mutter, bildete mir ein, dich mehr zu lieben, als Gott es tut. Aber heute weiß ich es besser; und darum, wenn der himmlische Bote jetzt wiederkommen sollte, um dich zu holen, dann geh mit ihm. Ich bin so froh, so von Herzen glücklich, daß ich dich dem Heiland übergeben kann, der dich so innig liebt. — Aber kannst du mir denn auch vergeben, mein liebes Kind?"

Wieder traf sie ein liebevoller Blick aus den treuen Augen, und da wußte sie, daß er ihr vergeben hatte. Sie wollte nun von ihm Abschied nehmen und fortgehen, als er mit dem Finger auf einen Mann in glänzender Kleidung wies, der zwischen den Bäumen stand und nach ihnen hinschaute.

Die Mutter erkannte ihn sogleich wieder. Es war die Gestalt, die ihr einst auf ihr flehentliches Bitten hin den Sohn aus den Toten wiedergegeben und dabei gesagt hatte, er werde nach so und so viel Jahren an einem bestimmten Tage zurückkommen. Sie wußte jetzt, daß heute dieser Tag war.

„Frau“, redete er sie an, und seine Stimme war wohlklingend wie himmlische Musik, „abermals ruft Gott deinen Sohn zu sich. Dein Gebet ist erhört worden, und die gewährte Frist ist heute verstrichen. Willst du Ihm dein Kind jetzt geben?“

Weinend bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen. „D nimm ihn mit“, antwortete sie, „nimm ihn mit. Ich habe gesündigt. Gott hatte ihn lieb, Gott wußte, was gut für ihn war, und Gottes Wille ist besser als mein Wille, und Sein Weg besser als

der meinige. Ich bin töricht und unverständig gewesen. Nimm meinen armen Jungen mit!"

Während sie noch sprach, hatte der himmlische Bote ihren Sohn bereits in die Arme genommen und verschwand jetzt mit ihm in den purpurnen Strahlen der untergehenden Sonne, die den großen Wald wie mit Feuersglut übergossen

Sie erwachte. Es war heller, lichter Tag, und sie beeilte sich, die Lampe auszulöschen und die Vorhänge zurückzuziehen.

Es war ihr wunderbar zu Mute, als sie wieder an das Bett ihres Kindes trat. Ruhig und still lag er da, und sein Atem ging regelmäßiger, als es während der ganzen Nacht der Fall gewesen war.

Ernsteste Gedanken bewegten sie. Sie verstand, was Gott ihr durch diesen merkwürdigen Traum hatte sagen wollen.

Wiederum kniete sie an dem Lager des Kranken nieder, und auch jetzt bat sie um seine Erhaltung. „Aber, Vater“, fügte sie hinzu, „mache mich willig, aus deiner Hand alles zu empfangen. Er ist dein Kind, das du mir geschenkt hast, und du weißt, was am besten für ihn ist. Dein Wille geschehe, nicht der meinige. Denn dein Wille ist stets heilig, gut und weise, wenn auch unsere schwachen Augen es nicht zu erkennen vermögen. So übergebe ich dir mein Kind. Tue, was dein heiliger Wille für gut befindet. Wenn es möglich ist, so laß diesen Kelch an mir vorübergehen; aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“

Und Gott ließ in Gnaden den bitteren Kelch an ihr vorübergehen. Er ließ ihr den Knaben zu ihrer

Freude und Stütze. Aber diese Prüfungszeit war nicht ohne gesegnete Folgen für sie geblieben. Sie hatte darin die tiefe und schwere Lektion gelernt, sich still und ohne Murren dem zu unterwerfen, was Gott ihr schickte, indem sie glaubte, gerade weil sie es nicht sehen konnte, daß alles, was Er über sie verhängte, und schien es auch noch so rätselhaft, doch unendlich besser und weiser sein müsse, als das, was ihr Wille erstrebte.

Möchte auch der gläubige Leser dieser Zeilen samt dem Schreiber immer mehr lernen, sich dem Willen seines Gottes und Vaters nicht nur ohne Murren zu fügen, sondern Ihm auch zu danken in allem und für alles! Er wird sicherlich am besten dabei fahren und — am glücklichsten sein.

Im Dienste.

Ich furchte den Acker mit scharfem Pflug,
Der immer nur Disteln und Dornen trug,
Und streu' in die braune Furche die Saat,
Wie oft ich's auch vergeblich tat.

Die Einen mahnen: „Du solltest ruhn,
Das ist ein traurig mühseliges Tun“.
Die Andern vergelten mein Mühen mit Spott
Und fragen höhrend: „Wann lohnt dir Gott?“

Ich schweig' und tue nach meiner Pflicht;
Die Arbeit ist mein, die Ernte nicht;
Und hat der Herr mit dem Acker Geduld,
Entzieht Er auch nicht dem Knechte die Huld.

(Jul. Sturm.)
